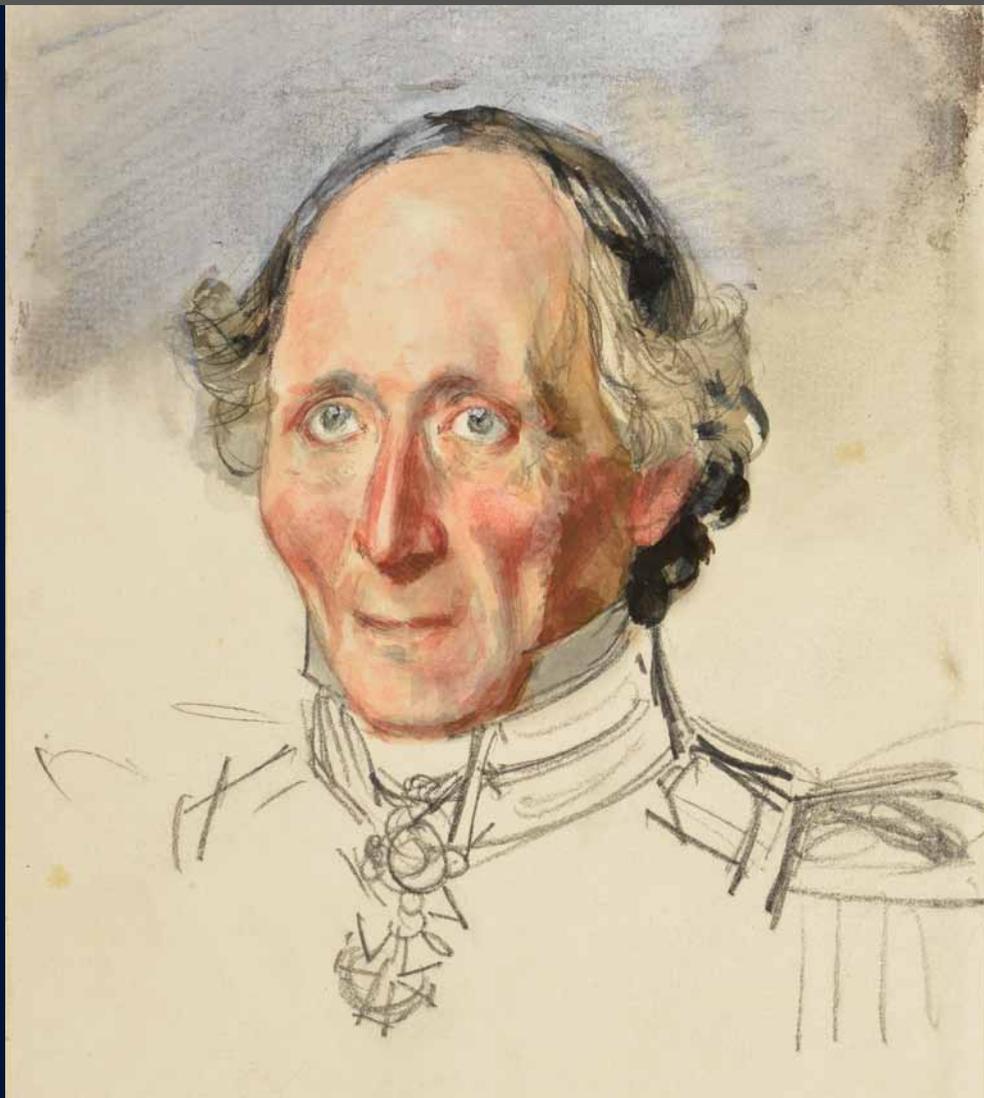


MITTEILUNGEN

des Vereins für die Geschichte Berlins

Gegründet 1865



Friedrich August Stüler, Studie zum Gemälde „Kronung Wilhelms I. in Königsberg“ von Adolph Menzel (um 1863)

117. Jahrgang

Heft 2

April 2021

WWW.DIEGESCHICHTEBERLINS.DE



Friedrich August Stüler, Studie zum Gemälde „Krönung Wilhelms I. in Königsberg“.
Bleistift, Aquarell- und Deckfarben auf Papier (um 1863) von Adolph Menzel, 22,7 x 13,5 cm,
Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin, Inventar-Nr. SZ Menzel Kat. 1000

Das Grabmal von Friedrich August Stüler

Eine Dokumentation

Das Jahr 1865 fing für den Architekten Friedrich August Stüler (1800 – 1865) an wie jedes andere davor. Der Arbeitsplan war gefüllt mit Terminen, die seine Funktion in der Abteilung Bauwesen des Ministeriums für Handel und Gewerbe betrafen. Aber auch viele Baustellen bedurften der Kontrolle durch ihn und neue Entwürfe warteten auf Bearbeitung. Am Umbau des Stadtflügels von Schloss Neustrelitz war noch letzte Hand anzulegen, die Fassade der Neuen Münze in Berlin war noch nicht fertig, die Kolonaden am Schloss Breslau warteten ebenso auf Vollendung wie die Vorhalle des Halberstädter Domes. Aber die wichtigste Aufgabe war wohl der 3. Entwurf für die Nationalgalerie in Berlin, nachdem sich die Aufgabenstellung etwas geändert hatte.¹ Auch zur Vollendung des Palastes der *Ungarischen Akademie* der Wissenschaften in Budapest kamen ständig Briefe des dortigen Präsidenten an, die der sorgfältigen Beantwortung bedurften.^{2,12} Stüler war mit 65 Jahren auf dem Höhepunkt seiner Kreativität. Seine Schöpferkraft war nur eingeschränkt durch lästige asthmatische Beschwerden. Sie gingen auf eine nicht auskurierte Erkältung aus dem Jahre 1854 zurück, die er sich bei einem längeren Baustellenaufenthalt zugezogen hatte. Stülers Beschwerden waren damals so stark, dass der König seinen Leibarzt Professor Johann Lukas Schönlein aufforderte, sich um seinen Architekten zu kümmern.

Vergleicht man die Skizze von Stüler, die Menzel 1861 anfertigte, mit Stülers Porträts aus früheren Zeiten, so muss man feststellen, dass hier ein Mann vor uns steht, der schon von Leiden gezeichnet ist und trotzdem seinen gewohnten Arbeitsstil und sein Arbeitspensum nicht änderte. Der gewinnende Zug einer ruhigen Freundlichkeit, der die Porträts aus früheren Jahren kennzeich-

net, ist jetzt einem anstrengenden Ernst gewichen.¹ Vermutlich wäre sein 65. Geburtstag am 28. Januar 1865 in all den Arbeitsaufgaben, Baubesprechungen und Akademiesitzungen untergegangen, wenn nicht der Architektenverein, von ihm 1824 mitbegründet, für eine zünftige Feier gesorgt hätte. Zum 40. Jahrestag der Vereinsgründung am 13. März 1865 hielt Stüler noch die Eröffnungsrede mit einem Überblick über die zurückliegenden Leistungen der Berliner Architekten „bei voller geistiger und leiblicher Kraft“.³ Doch fünf Tage später sollte sich das ändern.



Stüler auf dem Totenbett,
Zeichnung von Carl G. Pfannschmidt, 1865

Stülers Tod und das Begräbnis

Stülers Todestag, an dem in Berlin ein kalter Nord-Ost-Wind wehte, wird von seinem Schützling und Partner, dem Maler Carl Gottfried Pfannschmidt einfühlsam geschildert. In einem Brief an seinen Vetter schreibt er am 20. März 1865:



Ehemaliger Sitz der Akademie der Künste Berlin, Unter den Linden, Foto um 1900

Jetzt liegt hier in Berlin auch ein Mann auf der Totenbahre und wartet, bis er eingepflanzt wird in die kühle Erde. Er hat mir viel Gutes erwiesen, und ist für meine Entwicklung in dem Leben der Kunst von tiefgreifendem Einfluß gewesen. Es ist der Geheimrat Stüler. – Am vergangenen Sonnabend Mittag (18.03.1865, GK) sah er noch einige befreundete Architekten um sich bei Tische (Heinrich Strack und Georg Erbkam, GK), war heiter, und niemand konnte ahnen, was sich am Abende ereignen würde. Nachdem seine Freunde ihn verlassen, setzte er sich an seinen Arbeitstisch, und um sieben abends verläßt er die Seinigen, um nach der Akademie in eine Senatssitzung zu gehen. Der Portier des Hauses sieht noch, wie er beim Herausgehen durch die kalte Luft angefaßt, zusammenschauert. Sehr ermüdet kommt er im Vorzimmer des Konferenzsaales an und bittet den Kastellan ihm ein Glas Wasser zu holen. Derselbe entfernt sich, und als er zurückkommt, – ist Stüler vom Stuhle gesunken: ein Gehirnschlag hatte bereits seinem Leben ein Ende gemacht. Du kannst Dir den Schmerz der Familie denken bei diesem schnellen Tode. Gestern Nachmittag und heute Vormittag habe ich an der Leiche gestanden und den Entschlafenen für die tiefbetrübte Frau gezeichnet. Er ist mir für meine künstlerische Thätigkeit eine große Stütze gewesen und der einzige der Architekten, der die bildenden Künste zu würdigen wußte und sie heranzog. Jetzt wird man sich ziemlich vergeblich nach einem

ähnlichen Manne umsehen müssen Gott der Herr weiß aber Wege und Mittel genug und wird seine Sache nicht liegen lassen.⁴

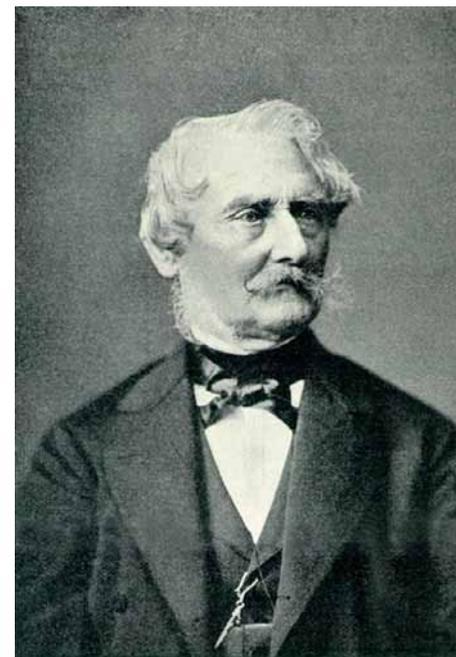
Fast alle Berliner Zeitungen berichteten über das tragische Ereignis, das sich im Hause der Akademie Unter den Linden abgespielt hatte.⁵ Man brachte Stüler in die Wohnung des Akademieinspektors, in der schnell herbeigeholte Ärzte nur noch den Tod feststellen konnten. In einem Tragekorb wurde die Leiche gegen 21 Uhr in die nahe Wohnung der Eheleute auf der Museumsinsel überführt.

In der preußischen und insbesondere in der Berliner Bauwelt trat nun eine ähnliche Situation wie 1841 beim Ableben Karl Friedrich Schinkels ein. Ein Baumeister, ohne den das Bauwesen im Lande nicht zu denken war, fehlte plötzlich. Es gab seit Schinkels Tod kaum ein öffentliches Baugeschehen, das nicht von Stüler geleitet oder beeinflusst wurde. Nun war man ratlos und fragte sich, wie es weitergehen sollte. Ein schnell konstituiertes Komitee aus Architektenverein und Kunstakademie organisierte die Trauerfeier für den 23. März 1865 im Akademie-Gebäude und den Trauerzug von dort zum Dorotheenstädtischen Friedhof. Auch diese Ereignisse wurden in den Berliner Zeitungen ausführlich erörtert.⁶ Die Leiche des Architekten war in einem schmucklosen Eichensarg, umgeben von vier Kandelabern, im Uhrensaal der Akademie aufgebahrt. Noch bevor die Feier um 11 Uhr begann, waren der Saal, das Treppenhaus und die Vorhalle mit einer großen Menschenmenge gefüllt. Um den Sarg herum hatten die Angehörigen, Vertreter des Königshauses, der Stadt Berlin, der Akademie und des Architektenvereins Platz genommen. Der Chor der Architekten sang einleitend das Trauerlied „Rasch tritt der Tod des Menschen ein“. Danach sprach Pastor Julius Müllensiefen, Archidiakon an St. Marien, die Trauerrede. Müllensiefen ging auf die künstlerischen Leistungen Stülers ein, lobte die christliche Gesinnung des Verstorbenen und hatte insbesondere lobende Worte für den Menschen Stüler, der in seiner bescheidenen und verbindlichen Art Vorbild für viele geworden war. Er betonte, dass Stüler nicht nur unter Fachkollegen, sondern bei vielen Menschen in Berlin und Preußen einer der angesehensten Persönlichkeiten der Zeit war und bleiben würde. Nach einem Dankgebet und einem abschließenden Lied formierte sich der Leichenzug. Der Sarg wurde auf einen von vier Pferden gezogenen Leichenwagen gebracht. Auf dem Weg zum Friedhof folgten nach den Angehörigen des Toten unter anderen Feldmarschall Graf Friedrich von Wrangel, Vertreter des Königshauses, der Berliner Oberbürgermeister Karl Theodor Seydel, der Vorsteher des Abgeordnetenhauses, Friedrich Heinrich Kochhann, und der Generalintendant der Berliner Bühnen, Graf Friedrich Wilhelm von Redern. Es schlossen sich Mitglieder der Kunstakademie, des Architektenvereins und Architekturstudenten an, die Kissen mit den vielen Auszeichnungen Stülers trugen. Im Trauerzug war auch der Zeremonienmeister des Hofes, Graf Rudolf von Stillfried-Alcantara, anwesend, der Jahre zuvor als Historiker Stülers Aufbau des Hohenzollern-Schlusses in Hechingen begleitet hatte. Auch Berliner Bauarbeiter waren dabei, denen Stüler auf den Baustellen immer respektvoll und auf Augenhöhe begegnet war. Selten hatte Berlin ein solches Ereignis erlebt. Es spiegelte die Beliebtheit und die Bedeutung des Architekten wider, die er zu dieser Zeit genoss.

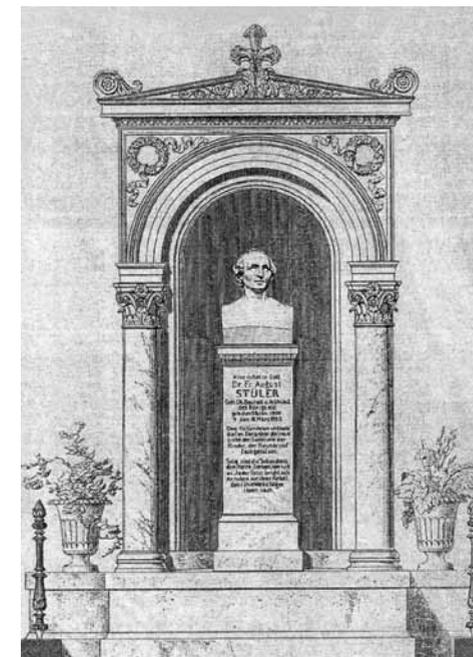
Das erste Grabdenkmal Stülers

Innerhalb des Berliner Architektenvereins wurde beschlossen, ein würdiges Grabdenkmal zu errichten. Zunächst erfolgte ein Spendenaufruf, der zu einem Erlös von 2 372 Thalern führte. Das Denkmalkomitee, zu dem die Mitglieder Weishaupt, Koch, Strack, Hagen, Aßmann und Schwedler gehörten, beauftragten nun Stülers langjährigen Weggefährten Johann Heinrich Strack, einen Entwurf für ein Grabdenkmal anzufertigen.

Stracks Grabmal-Entwurf fand die Zustimmung des Architektenvereins. Er bestand aus einer Ädikula aus Carrara-Marmor, darunter ein beschriftetes 1,20 m hohes Postament aus schle-



Johann Heinrich Strack, Foto um 1865



Entwurfszeichnung für das Stüler-Grabmal von Heinrich Strack, aus: *Zeitschrift für Bauwesen* 18 (1868), Blatt 19

sischem Marmor mit einer in weißem Marmor ausgeführten Porträtbüste in klassischer griechischer Hermenform, die Hermann Schivelbein um 1850 von Stüler angefertigt hatte.⁷ Die korinthischen Säulen wurden aus hellem Pavonazzetto-Marmor gefertigt, den Stüler besonders liebte. Das umgebende floral ornamentierte Eisengitter schuf die königliche Eisengießerei. Den Hintergrund bildete eine Platte aus rotem Marmor, welche die von der Familie gestiftete Büste außerordentlich zur Geltung brachte. Den Dachfirst der Ädikula schmückte ein Kreuz als Mittelakroter, dessen Balkenenden palmettenförmig ausgebildete Akanthusblätter zeigen. Dies sollte Stülers enge Bindung zum christlichen Glauben symbolisieren. Die Ausführung der Steinmetzarbeiten erfolgte in der Berliner Marmorwarenfabrik von Mathias Leonhard Schleicher. Hof-Maurermeister Schneider führte die Maurerarbeiten aus Verehrung für Stüler unentgeltlich aus. Aus der Spendensammlung waren noch 109 Thaler übrig, die für die Bepflanzung und zur Erhaltung des Denkmals verwendet wurden. Am 15. Oktober 1866 konnte das Grabdenkmal eingeweiht werden.⁸

Als Stülers Gattin Caroline Magdalene am 26. Juli 1888 starb, wurde sie unter großer Anteilnahme der Berliner Architektengilde neben ihrem Ehemann beigesetzt. Das Grabmal wurde gepflegt und überstand viele Jahrzehnte, auch die ersten Jahre des 2. Weltkrieges mit den schrecklichen Bombardierungen. Erst in den letzten Kriegstagen, kurz vor der Einnahme durch die Rote Armee, fiel es einem Artillerietreffer zum Opfer, wahrscheinlich bei der Beschießung der Berliner Stadtmitte am 23. April 1945 vom Flugplatz Johannisthal aus. Das nebenan liegende Grab des Industriellen August Borsig, mit dem Stüler eng zusammengearbeitet hatte, blieb erhalten. Es war ebenfalls nach einem Entwurf von Heinrich Strack in ähnlicher Art errichtet worden. Eine Fotografie von 1946 zeigt das zertrümmerte Grab Stülers, wie es bis Anfang der 1950er Jahre auf dem Friedhof zu sehen war.



Stüler-Grabmal von Heinrich Strack,
Foto aus einem Friedhofsführer um 1900 (o.)

Stüler-Grabmal nach der Zerstörung, Foto:
R. Steinhäuser, Landesarchiv Berlin, 17. Juni 1946 (u.)



Die Tatsache, dass Stüler und seine Architekten-Generation inzwischen fast vergessen war, dass man viele ihrer Werke nicht mehr achtete, hat wohl auch zum weiteren Schicksal seines Grabes beigetragen.

Die Zeit bis 1992

Irgendwann zu Beginn der 1950er Jahre begannen Aufräumarbeiten auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof und die Trümmer des Krieges wurden beseitigt. Niemand kam auf die Idee, die Reste des Stüler-Grabes, die Büste, die Marmor-Säulen oder den Baldachin für eine spätere Rekonstruktion zu sichern. Das eiserne Gitter wanderte auf den Schrott. Man ebnete die Fläche ein und säte Gras darüber. Stüler war den Verantwortlichen in Ost-Berlin kein Begriff. Das Urteil der Kunstgeschichte über die Schinkel-Schüler hatte auch hier seine Auswirkungen. Der separate Grabstein von Caroline Stüler, geborene von Miege, stürzte offensichtlich das Bäumungskonzept. Er

wurde eingegraben und verblieb bis 1985 unsichtbar unter dem grünen Rasen. 1985 fand der Friedhofsverwalter den Stein bei Gartenarbeiten neben Borsigs Mausoleum und grub ihn aus. Man setzte ihn nun an die Stelle, wo vorher das Grabdenkmal ihres Gatten stand.⁹

Beim ersten Besuch auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof 1967 sah ich anstelle des Stüler-Grabes nur eine grüne Wiese. Nachdem ich 1980 die Leitung einer Akademie-Abteilung im Haus der Geologie in der Invalidenstraße 44 übernommen hatte, führte mich mein Weg wieder auf den nahe gelegenen Dorotheenstädtischen Friedhof und ich fand zu meinem Erstaunen nun den Grabstein von Caroline Stüler vor.

In der folgenden Zeit fasste ich den Entschluss, mich bei den „zuständigen Stellen“ für die Rekonstruktion des Grabmales meines Mühlhäuser Landsmannes einzusetzen. Zunächst recherchierte ich in der Staatsbibliothek in zeitgenössischen Berichten, um mehr über den ursprünglichen Zustand des Grabdenkmals in Erfahrung zu bringen. Meinem Informationsbedürfnis kam zugute, dass ich im Rahmen des sogenannten Akademie-austausches für einige Zeit an die *Ungarische Akademie*



Ort des Stüler-Grabmals mit dem Grabstein von Caroline Stüler,
Foto: G. Kley, Sommer 1985

der Wissenschaften delegiert wurde. Dabei nutzte ich neben meinen dienstlichen Aufgaben die Gelegenheit, mit dem Akademiearchivar István Kállay die handschriftlichen Bauakten des Palastes, den Stüler um 1860 entworfen hatte, sowie Stülers Briefverkehr mit dem Akademie-Präsidium zu sichten. Für eine spätere Auswertung in Berlin fertigte ich Kopien. Im Eingangsbereich des Budapester Akademiegebäudes steht an hervorragender Stelle die Büste Stülers, die seine Gattin der Akademie nach dessen Ableben geschenkt hatte. Es ist eine Kopie der von Schievelbein 1850 entworfenen Büste, die der ungarische Bildhauer Miklós Iszó angefertigt hatte. Ich verließ Budapest mit der Zusage des Vizepräsidenten der *Ungarischen Akademie*, uns für den Fall der Rekonstruktion des Grabes die Büste zur erneuten Kopie zur Verfügung zu stellen. Vorsorglich gab er mir Abbildungen der Büste aus verschiedenen Positionen mit nach Berlin. Mir war bekannt, dass die Marmorbüsten auf dem Friedhof und im Neuen Museum zerstört bzw. verschollen waren. Nach meinem Ungarn-Besuch wurde ich, ausgestattet mit ausreichenden Informationen, im damaligen Institut für Denkmalpflege der DDR in der Berliner Brüderstraße vorgestellt. Dem Direktor Professor Ludwig Deiters und seinem späteren Nachfolger, Dr. Peter Goralczyk, trug ich mein Anliegen vor. Sie stimmten meinem Wunsch zur Rekonstruktion grundsätzlich zu, machten aber darauf aufmerksam, dass die erforderlichen ‚Valutamittel‘ zur Beschaffung von Carrara-Marmor die größte Hürde seien. Während ich im Institutsarchiv recherchierte, saß neben mir der damalige Student Hartmut Dorgerloh, der an seiner Diplomarbeit zu Stülers Nationalgalerie arbeitete. Er bestärkte mich in meinen Bemühungen. Da es in der Folgezeit keine Reaktion auf meinen Vorstoß gab, fasste ich meine Argumente am 27. April 1989 in einem Schreiben an Dr. Goralczyk zusammen. Daraufhin erhielt ich am 11. Mai 1989 von der zuständigen Referentin für die Ost-Berliner Friedhöfe, Dipl.-Kunsthistorikerin Sibylle Schulz, eine detaillierte Antwort. Sibylle Schulz



Büste von Friedrich August Stüler in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften von Miklós Iszó nach Hermann Schievelbein, Foto: Archiv Kley, 1985/88

sprach sich für eine „Wiederbelebung“ des Stüler-Grabmales aus, weil dies seiner Bedeutung für Berlin gerecht werden und mit dem Stüler-Grab eine Lücke geschlossen würde. Sie sprach sich jedoch gegen eine Rekonstruktion mit empfindlichen Marmorteilen aus. Auch das verlorene Eisengitter sei nicht wiederbeschaffbar. Man müsse sich auf eine moderne Version einigen, bei der bestimmte Elemente der ursprünglichen Grabanlage symbolisch aufgenommen werden sollten. Nun folgte die Zeit nach der Wiedervereinigung mit ihren vielen Umbrüchen und Unsicherheiten, in der ein Fortschritt in dieser Sache nicht schnell zu erwarten war.

Das neue Grabdenkmal Stülers

In der *Berliner Zeitung* vom 30. Juli 1992 las ich beiläufig, dass der in West-Berlin gängige Begriff des ‚Ehrensgrabs‘ für verdiente Persönlichkeiten auch auf Ost-Berlin übertragen werden sollte. Die Rede war unter anderen von Schinkel, Hegel und Fichte. Nun erschien mir der Zeitpunkt passend, meine Bemühungen um das Stüler-Grab wieder aufzunehmen. In einem Schreiben an den Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz, Dr. Volker

Hassemer, vom 04. August 1992 legte ich nochmals meine Gründe dar, dass auch das Grab des Architekten Stüler in diese Reihe aufgenommen werden sollte. Untermauert habe ich meinen Antrag mit vielen Dokumenten und Artikel, die Stülers Bedeutung für Berlin aufzeigen sollten. In meiner Ungeduld übersah ich, wie kompliziert ein solches Verfahren bei Beteiligung mehrerer Behörden ist.¹⁰ Meine Vorstellung bei einem Mitarbeiter der Senatsbehörde dämpfte zunächst meine Hoffnung auf einen positiven Ausgang, denn er erklärte mir, dass man „ein Grab, das nicht mehr existiere, nicht zum Ehrensgrab machen könne“.

Ende 1992 ergab sich in der Tagungspause eines vom mir besuchten Kongresses ein Treffen mit Senator Dr. Hassemer, dem ich neben meinem Antrag einen Koffer voller Unterlagen zu Stüler präsentierte. Das Treffen zeigte Wirkung. Mir wurde kurz darauf mitgeteilt, dass mein Antrag eingegangen und die Abstimmung und Begutachtung unter den zuständigen Senatsstellen „angelaufen“ sei. Die archivierten Akten zeigen, dass nicht nur die Verwaltung Dr. Hassemers, sondern auch Staatssekretär Frank Bielka von der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen, Senatsbaudirektor Hans Stimmann, Volker Kähne von der Senatskanzlei und das Bezirksamt Berlin-Mitte in die Entscheidungsfindung einbezogen wurden. Alle Gutachten wurde „befürwortend“ abgegeben.¹¹ In einem Schreiben vom 10. März 1993 wurde mir mitgeteilt, dass alle Vorabstimmungen positiv verlaufen seien und nun der Berliner Senat noch seine Zustimmung geben müsse. Diese Entscheidung fiel am 22. März 1994 unter der Beschlussnummer 4538/94. Davon wurde ich in einem Schreiben des Senats vom 6. Mai 1994 in Kenntnis gesetzt. Das Naturschutz- und Gartenamt des Bezirks Mitte wurde gleichzeitig beauftragt, alles Erforderliche für die Errichtung eines neuen Denkmals einzuleiten und für die nächsten 20 Jahre die notwendige Pflege und Wartung zu übernehmen, was 2016 um weitere 20 Jahre verlängert wurde.

Nun fand ein Findungsverfahren statt, das in seinem Umfang anhand der vorhandenen Akten nicht vollständig nachvollziehbar ist. Schließlich einigt man sich anhand eines eingereichten Modells auf den Gestaltungsvorschlag der Werkstatt für Metallgestaltung Roehl & Skuin.

Die Dipl.-Bildhauer Rüdiger Roehl und Jan Skuin kamen aus der Schule des bekannten Kunstschmiedes Fritz Kühn. Für die Vergoldungen verpflichteten sie Dipl.-Bildhauer Nikolaus Bode. Der Vertrag zum Aufbau des Grabdenkmals wurde am 1. November 1994 zwischen den Metallgestaltern und dem Kirchlichen Verwaltungsamt Berlin-Kreuzberg mit einer Vergütung von 30 000 DM abgeschlossen. Fachlich zuständig waren Sibylle Schulz vom Landesdenkmalamt und Sigrid Klebba vom Natur- und Grünflächenamt des Bezirks. Weiterhin waren das Konsistorium der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg und der Verein *Historische Friedhöfe e. V.* mit Gertrud Dailidow-Gock vertreten.

Man wollte mit der künstlerischen Neuschöpfung, so steht es in der Konzeption, mit nur geringer Anlehnung an das Original den Kriegs-Verlust verdeutlichen und weiterhin auch ein Beispiel für die

Fortführung der Grabkunst geben. Die „kritische Rekonstruktion“ bestand in einer Stahlkonstruktion aus Breitflansch-Trägern. Das früher aus schlesischem Marmor bestehende Postament ist nun aus Stahlplatten geschweißt und geschwärzt. Die Inschriftentafel ist aus Guss-eisen. Für Podest und Schwelle verwandte man roten granitischen Orthogneis aus Schweden, die vom Dipl.-Restaurator, Steinmetz und Steinbildhauermeister Carlo Wloch gestaltet wurden. Die aus Profleisen beste-

hende Konstruktion mit Rund- und Spitzbogen sollen an Stülers oft verwendete Bauformen erinnern. Die Rundbögen sind durch ihre Vergoldung stark hervorgehoben. Sie betonen den leergebliebenen Raum anstelle des früheren marmornen Baldachins. Auf das verlorene Eisengitter wurde verzichtet. Die Grabfassung wurde nun allein durch Granitschwellen realisiert. Insgesamt



Modell der Metallgestalter Rüdiger Roehl und Jan Skuin für das neue Stüler-Grab, Foto: Archiv R. Roehl, 1994



Aufstellung der Gabelemente auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof, v.l.n.r.: Thomas Wloch, Carlo Wloch, Jan Skuin, Roehl jun., Rüdiger Roehl, Januar 1996, Foto: Archiv R. Roehl



Das Grab des Architekten Friedrich August Stüler nach der Vollendung, Foto G. Kley, 2012

ist es eine moderne, oft kontrovers diskutierte Paraphrase des verlorenen Grabdenkmals. Die Gesamtkosten der ersten Phase, ohne Büste, betrugen schließlich knapp 50 000 DM.

Die geborgene Grabplatte von Stülers Gattin Caroline wurde davor flach liegend eingebracht. Um das Grabdenkmal zu vervollständigen, musste man nun auch die Büste wieder auf die Stele brin-

gen. Jetzt brauchte man nicht mehr die Budapester Kopie, denn in der TU Berlin befindet sich eine originalgetreue Gipskopie der Stüler-Büste Schievelbeins.^{7, 10} Sie diente als Modell für eine Kunststoffabformung, die schließlich im Jahre 2001 im Auftrag des Landesdenkmalamts aufgesetzt wurde.¹⁰ Es bleibt zu hoffen, dass das Grabdenkmal nun 'für alle Zeiten' nachfolgende Generationen an diesen kreativen und wirkungsstarken Architekten, aber auch an den liebenswürdigen Menschen Friedrich August Stüler und die glückliche Verbindung zu seiner Gattin erinnern wird.

Dr. Gerd Kley
gerd_kley@freenet.de

Literatur:

- 1 Eva Börsch-Supan, Dietrich Müller-Stüler, Friedrich August Stüler (1800-1865), München/Berlin 1997.
- 2 Friedrich August Stüler, Bauentwurf zum Palast der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Briefe Stülers an den Sekretarius Dessewffy, Handschriftenarchiv der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Signaturen: K 1272:16 (Bauentwurf, Kosten), K 1272:24 (Briefe an AdW), K 1276:3 (Rechnungen, Honorar), RAL-inelok (Briefe Arnold und Caroline Stüler).
- 3 „Schinkelfest am 13. März 1865“ (ohne Autor), in: *Zeitschrift für Bauwesen* 15/1865, S. 400 ff.
- 4 Martin Pfannschmidt, D. Carl Gottfried Pfannschmidt – Ein deutsches Künstlerleben, Stuttgart 1896, S. 289 f.
- 5 *Königl. privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen*, Nr. 68 vom 21.3.1865; *Staatsbürger-Zeitung*, Nr. 79 vom 20.3.1865.
- 6 *Berlinische Nachrichten*, Nr. 71 vom 24.3.1865; *Staatsbürger-Zeitung*, Nr. 83 vom 24.3.1865.
- 7 Harry Nehls: „Friedrich August Stülers Grabmal auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof“, in: *Museums-Journal* 1/2000, S. 11 ff.
- 8 „Das Stüler-Denkmal“ (ohne Autor), in: *Zeitschrift für Bauwesen* 16/1866, S. 256, 17/1867, S. 445, 18/1868, S. 147 f.
- 9 Sibylle Schulz: „Bezirk Mitte – Chausseestraße 126, Stülergrab“, in: *Denkmalpflege nach dem Mauerfall/ Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin*, Heft 10/1995, S. 115 und persönliche Information vom Herbst 2019.
- 10 Klaus-Henning von Krosigk: „Das Gartendenkmal Alter Dorotheenstädtischer Kirchhof“ in: Martin Ernerth und Jörg Kuhn (Hrsg.), *Der Dorotheenstädtische Friedhof. Prominente Geschichte in der Mitte Berlins*, Berlin 2019.
- 11 Akte ‚Stüler-Grab‘ im Archiv der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz Berlin (2019 Umwelt, Verkehr und Klimaschutz, Abt. III – Naturschutz und Stadtgrün/Ref. III)
- 12 Gerd Kley: „Friedrich August Stüler – Leben und Werk“, in: *Palmette*, Sonderausgabe der Mitteilungen der Schinkel-Gesellschaft, Nr. 4, 2/2019, S. 1-49.

Die Verdunkelung Berlins im September 1937

„Luftschutz ist Selbstschutz“, so war ein längerer Artikel im *Völkischen Beobachter* vom 21. September 1937 überschrieben. Dahinter stand: Ein Luftkrieg war in absehbarer Zeit zu erwarten, und die Wehrmacht hatte sich für die Abwehr feindlicher Bomber gerüstet, mit Flak am Boden und Jägern in der Luft. Auch Polizei, Feuerwehr, NSDAP-Formationen, das Deutsche Rote Kreuz und nicht zuletzt der Reichsluftschutzbund (RLB) waren auf den Notfall eingestellt. Ausgestattet und trainiert waren auch die Schutztrupps öffentlicher Dienstleister und der Großunternehmen. Bedenklich schwach war dagegen die Bevölkerung auf ihre Aufgabe vorbereitet. Deren Einweisung war dem Reichsluftschutzbund zur Aufgabe gestellt: „Der Selbstschutz obliegt der Bevölkerung, seine Organisation und die Ausbildung der Selbstschutzkräfte wird vom



Die Sirene, Illustrierte Zeitschrift mit den Mitteilungen des Reichsluftschutzbundes, Nummer 21/1937, 2. Oktoberheft, Berlin: Deutscher Verlag

tens der Obrigkeit, von technischer Aufklärung, dramatischem Schauspiel und „Berliner Humor“. Eine zentrale Rolle spielte die gleichgeschaltete Presse. Sie wurde eingesetzt, um die Bevölkerung für die wirklichkeitsnahe Übung fit zu machen. Nicht nur das notfallgerechte Verhalten war zu vermitteln, sondern auch die Motivation, das Bekenntnis zur volksgemeinschaftlichen Pflicht des Selbstschutzes. Dies, obwohl der staatliche Schutzraumbau offensichtlich stockte.



12-Pennig-Briefmarke der Deutsche Reichspost: „Luftschutz“, Schildträger mit Luftschutzabzeichen, Ausgabedatum: 3. März 1937, Entwurf: Ludwig Hohlwein

gegeneinander an. Und in diesem Rahmen attackierte Rot die blaue Reichshauptstadt, die mit Flak, Sperrballons und Jägern zur Abwehr bereit war. Die Luftwaffe erprobte somit nicht nur die Abwehr, sondern mit ihren roten Bombern auch den Angriff. Gesteigert wurde die Spannung durch zwei

Reichsluftschutzbund durchgeführt.“ Gemeinschaftlich kontrolliert, sollte sie sich weitestmöglich selbst schützen. Doch noch mangelte es an der Organisation, dem Fachwissen und der Bereitschaft.

Diese Lücke wollten Staat und Partei schließen, auch mit einer „Verdunkelungswoche“ in der Reichshauptstadt, zwei Jahre vor Kriegsbeginn. Es war ein beispielloses Luftschutzmanöver, geplant und ausgeführt mit Professionalität und perfider Raffinesse. Geübt wurde das Zusammenspiel von staatlichem Zwang und Propaganda, von sozialer Kontrolle und Lob sei-

Der rechtliche Rahmen für den „zivilen Luftschutz“ war mit dem Luftschutzgesetz von 1935 und den drei Durchführungsverordnungen vom Mai 1937 gesteckt. Die Übung war für die dritte Septemberwoche geplant. Vorab ließ der Polizeipräsident in der letzten Augustwoche eine Bekanntmachung an alle Litfaßsäulen kleben und im Amtsblatt veröffentlichen. Darin wurde detailliert angeordnet, wie die Bevölkerung Groß-Berlins sich während Verdunkelung und Alarm zu verhalten hatte – mit abschließendem Hinweis auf die Strafandrohung im Luftschutzgesetz. Auch im Ausland wurde diese Vorbereitung mit Interesse verfolgt. Dass ein Staat solche zivilen Übungen abhielt, durfte an sich nicht als absichtsvoller Kriegsdonner ausgelegt werden, denn er konnte sich auf die Beschlüsse der Internationalen Sachverständigenkommission von 1928/29 berufen.

Doch die Berliner Übung stand nicht für sich allein, vielmehr war sie Teil des bisher größten Manövers der Wehrmacht. Blau und Rot traten ge-

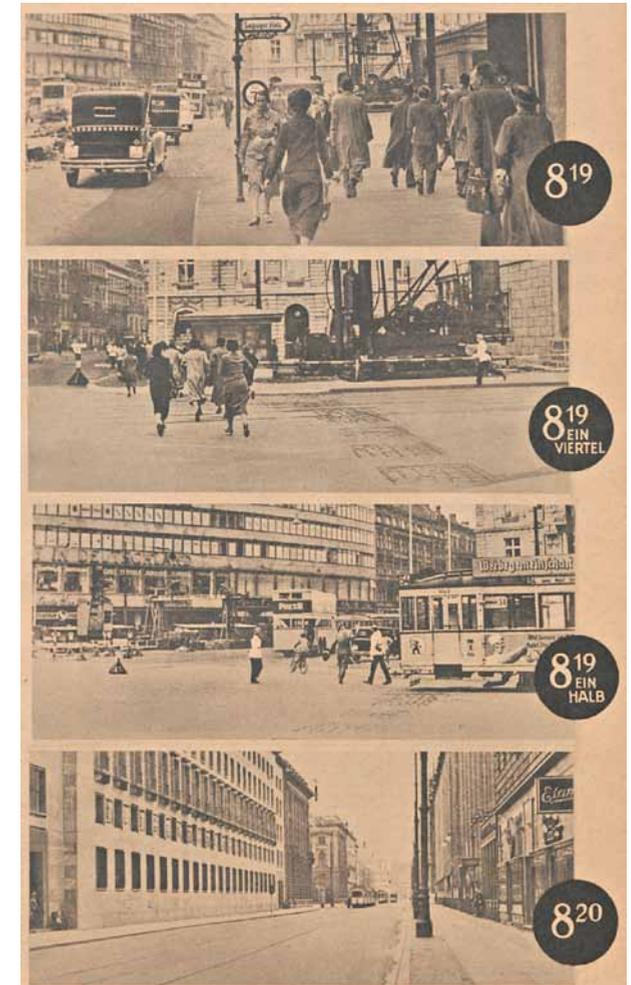
unvorhergesehene Ereignisse. Am Sonntag vor der Verdunkelungswoche fand ein Luftkampf im spanischen Bürgerkrieg statt, und am Montag griff Japan China an. „Rote Flotte im spanischen Bürgerkrieg nahezu vernichtet“ und „46 japanische Bomber über Nanking“, so titelte der *Völkische Beobachter*.

Am 18. September, drei Tage vor Übungsbeginn, begann die Presse auftragsgemäß ihre Informations- und Propagandaarbeit. Die Verdunkelung sei vom 20. bis 26. in allen Haushalten pflichtgemäß auszuführen, dafür die gesamte Fensterfläche mit dunklem Papier zu überkleben und im (weiterhin beleuchteten) Hausflur eine „Lichtschleuse“ einzurichten. Es bleibe gestattet, die Häuser auch abends, in der Dunkelheit zu verlassen. Bei Alarm – nur einen werde es geben – seien die Luftschutzräume aufzusuchen, Luftschutzhauswart und weitere Ordnungskräfte (Polizei, RLB, SA etc.) würden leiten, aber auch kontrollieren.

Die Zeitungen waren offensichtlich gehalten, neben den polizeilichen Anweisungen auch Stimmungspflege und lustige Tipps zu vermitteln. Die Berliner würden mit Verdunkelung wie Alarm schon umgehen können, ihre Ruhe und ihren sprichwörtlichen Humor ganz gewiss nicht verlieren. Es würde „Hellscher“, aber auch vereinzelt „Dunkelmänner“ geben, erstere würden letztere schon zurechtweisen. Ein (karikierend-fiktiver) Reporterblick in einen bürgerlichen Haushalt erhellte, dass die Eltern viele Vorschriften noch nicht so recht verstanden und sich auch ungeschickt bei Papierbeschaffung und -zuschnitt anstellten. Doch „Steppke Fritz“, der blitzgescheite unter den Söhnen, wusste in allem Bescheid und zögerte nicht mit Rat und Tat.

Der Alarm kam überraschend früh, gleich zum Auftakt des Exerzitiums. Schon am Montagmorgen um 8.19 Uhr schrillten die Sirenen. Was sie in der dann folgenden Stunde erlebten, dies konnten die Berliner alsbald mit dem vergleichen, was die Zeitungen brachten. Dies war keineswegs der wortgleiche Abdruck verbindlicher Vorgaben aus dem Propagandaministerium. Dessen Konzept war sehr wohl ausge-

Zeitablauf zur Verdunkelungs-Übung im September 1937, Leipziger und Potsdamer Platz (1-3) sowie Reichsluftfahrtministerium Leipziger-/ Ecke Wilhelmstraße (4), aus: *Die Sirene*, Nummer 21/1937, 2. Oktoberheft, Berlin: Deutscher Verlag



klügelt und raffinierter. Offensichtlich hatten ausgewählte Reporter Zugang zu den festgelegten Schauplätzen, konnten sich auch zwischen ihnen frei bewegen, und sie schrieben ihre Reportagen mit eigenen Worten im Stil ihres Blattes. Bezüglich des Inhalts – Beschreibung wie Bewertung – unterschieden sie sich jedoch kaum, in Einzelfällen gab es sogar identische Passagen. Die gemeinsame Botschaft war: Ein großer Erfolg, (fast) alles klappte. Die folgende Wiedergabe spiegelt diese Darstellung – man könnte auch sagen, diese Geschichten. Wer weiß heute, wie es im September 1937 wirklich war? Aber alle wissen, wie es im Mai 1945 endete.

Die Schauplätze der „Alarm-Sonderübungen“ sind der Fliegerhorst Staaken, der Wilhelmplatz in Stadtmitte, der Industriebezirk Siemensstadt und einzelne Bahnhöfe. Aus Staaken kommt kurz nach acht die Alarmmeldung: Aufklärer haben die roten Angreifer entdeckt. Jagdflieger steigen auf und attackieren, Flakbatterien eröffnen ihr Feuer. Doch einige Bomber brechen durch. Sie erscheinen über dem Wilhelmplatz. Das Hotel Kaiserhof wird schwer getroffen, und Flammen züngeln aus den Dächern des Propaganda- wie des Verkehrsministeriums. Die Bombe auf ein „Kaufhaus“ (Wertheim?) durchschlägt mehrere Geschosse, eine weitere trifft die Reichskanzlei. Auch mit Gasangriffen ist zu rechnen. Diese Szenen werden vom Dach des Reichsluftfahrtministeriums mit fachkundigen Blicken verfolgt. Beobachter sind die Minister von Blomberg und Göring, absichtsvoll geladene Militärattachés und ausgewählte Reporter.

Die Straßen sind leer. Berufstätige, Passanten, Bus-, Tram- und Taxipassagiere haben sich eilig in die Schutzräume begeben. Diese allerdings haben eher „Spielwert“, denn Bunker gibt es kaum und auch Schutzkeller nur wenige. So werden an den Bahnhöfen Hunderte von Reisenden in die Wartesäle („Hilfsschutzräume“) geleitet. Und Straßenpassanten, die in ihrer Nähe keine derartige Deckung finden, sind aufgefordert, sich in Hofeingängen „in Sicherheit“ zu bringen. Nach einer halben Stunde kommt die Entwarnung. Nun sind die Reporter angehalten, in das Terrain der zweiten Sonderübung zu wechseln, die Siemensstadt. Dort sollen sie Schäden besichtigen und Luftschutz-Beauftragte zum Kampfgeschehen befragen. So erfahren sie, dass im Kraftwerk West eine der sechs Turbinen ausgefallen und ein Ersatzaggregat in Minutenschnelle eingesprungen ist. Eine Bombe hat dort ein Kohlelager entzündet und der Baggerführer die glühende Masse kurz entschlossen im Kanal versenkt.

In höchsten Tönen werden schon in den Abend-Zeitungen die Beteiligten gelobt, dabei Disziplin und kluges Verhalten „der Berliner“ ganz besonders hervorgehoben. Dies wird sich am Dienstagmorgen wiederholen, nach der ersten Verdunkelungsnacht. Eigentlich fällt der Montagabend den Berlinern wenig zur Last. Zwar nehmen sie ihr Essen hinter verklebten Fenstern ein, doch schon bald danach füllen sich Straßen und Plätze, Gaststätten wie auch Kinos und Theater. Das Publikum will das gebotene, prickelnde Schauspiel aktiv erleben, will schlendern in dieser unbekanntem Welt mit verdunkelten Fassaden und abgeschirmten Straßenlaternen, in der das Licht der Autolampen durch schmale Schlitzstreifen streut und die Züge von Reichs-, S- und U-Bahn nur schemenhaft zu erkennen sind.

Wer will, der kann noch den dritten Akt erleben, einen nächtlichen Luftangriff, ohne Zivilschutzalarm. Tags darauf ist dazu im *Berliner Lokal-Anzeiger* zu lesen: „Dann aber kurz nach 10 Uhr, tauchte über der dunklen Reichshauptstadt ein Flugzeug auf, angekündigt von dem dumpfen Donner der Motoren und schon an der Stadtgrenze eingefangen von den Lichtarmen der Scheinwerfer, die unablässig wie Blitze über die Himmelsdecke zuckten und den Flieger wie mit Zangen zu packen und festzuhalten schienen. Das Flugzeug zog sehr rasch über die Innenstadt hin und warf grüne Leuchtkegel ab. [...] Die Berliner mussten nun natürlich wieder hinaus und verfolgten von allen Straßen und Plätzen das Schauspiel am nächtlichen Himmel.“

Die Berliner haben in diesen Tagen manches erlebt. Sie waren pflichtgemäß vorbereitet, wurden an kurzer Leine durch den Alarm geführt und sollten den weiteren Verlauf als Schauspiel aufnehmen. Mit Spaß und Humor, im Kern aber doch mit ernster Entschlossenheit. Manche mögen

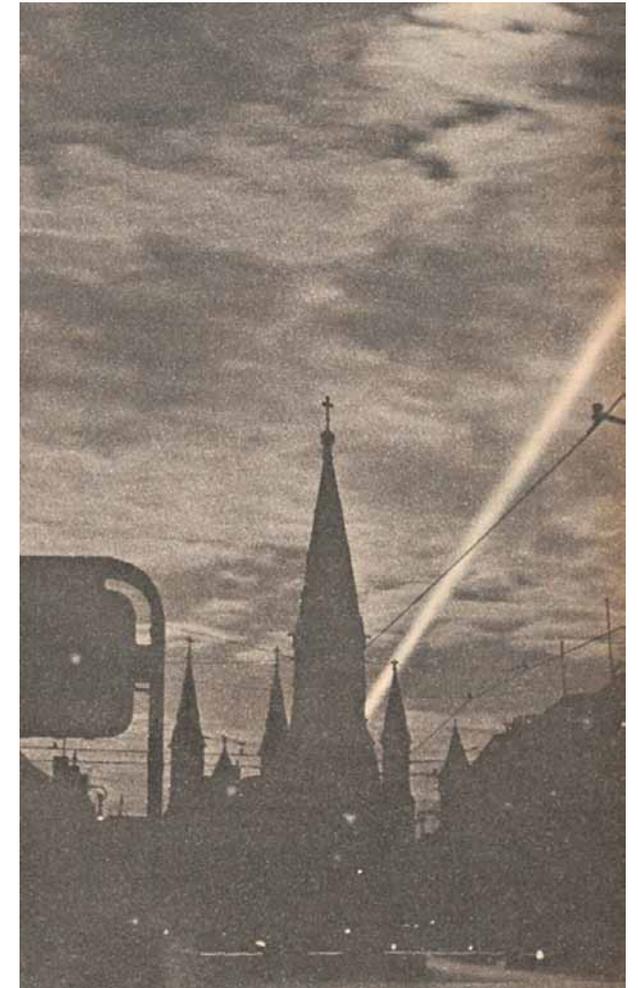
Verdunklung im September 1937
mit Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche,
aus: *Die Sirene*, Nummer 21/1937,
2. Oktoberheft, Berlin:
Deutscher Verlag

sogar ein Schauern gespürt haben, denn die Einbindung in das Großmanöver, wie auch die gleichzeitigen Luftkämpfe in China und Spanien, ließen die Nähe eines wirklichen Krieges ahnen. Und wenn die Presse berichtete, dass die Übung in ausländischen Zeitungen hohe Anerkennung gefunden habe, so ließ sich dies auch als verdeckte Drohung an mögliche Feinde verstehen. Wer übrigens Zugang zu solchen Auslandsblättern fand, der konnte in den einschlägigen Artikeln nicht nur Bewunderung finden. Der *Manchester Guardian* schrieb am Dienstag: „But no pretended air raid can reproduce the horror of the reality, and the usefulness of these mass drills may be doubted.“

Dass die gleichgeschaltete Presse solche kritischen Worte nicht wiedergab, ist selbstverständlich; denn es hätte ihrer Rolle widersprochen. Sie sollte erreichen, dass der Bevölkerung das Gebot des Selbstschutzes vor Augen geführt wurde, dass diese sich entschlossen dazu verpflichtete. Staat, Partei und Zivilorganisationen hätten Gewaltiges geleistet, um den Luftraum zu sichern. Nun müsse auch jeder Einzelne, volksgemeinschaftlich eingebunden, seinen Beitrag geben. Nur dann – aber dann auch mit Sicherheit – sei der zivile Luftschutz zu garantieren. Wie schrieb der *Völkische Beobachter* am 21. September, mit Bezug auf den Reichsluftfahrtminister: „Wie in einem Zukunftskrieg das Heer nicht ohne die Heimat operieren kann, so besonders auch nicht die Luftwaffe ohne den Heimatluftschutz.“ Und tags darauf: „So ist mit Befriedigung festzustellen, daß die Übung als Ganzes gesehen unerhört lehrreich war für alle: für die in der Luft und für die 4 oder 5 Millionen auf der Erde.“

Eine abschließende Bewertung, schon am dritten Tag der Verdunkelungswoche? Nun, die zweite Hälfte wurde den Berlinern erlassen, da eine neue Pflicht sie rief: Millionen waren aufgefordert, den Duce Italiens „in Feststimmung“ zu begrüßen. Fraglich ist, ob die innere Motivation – für kriegsbewussten Selbstschutz wie festlichen Staatsbesuch – wirklich derart gefestigt war.

Hans H. Lembke
hslimbke@googlemail.com





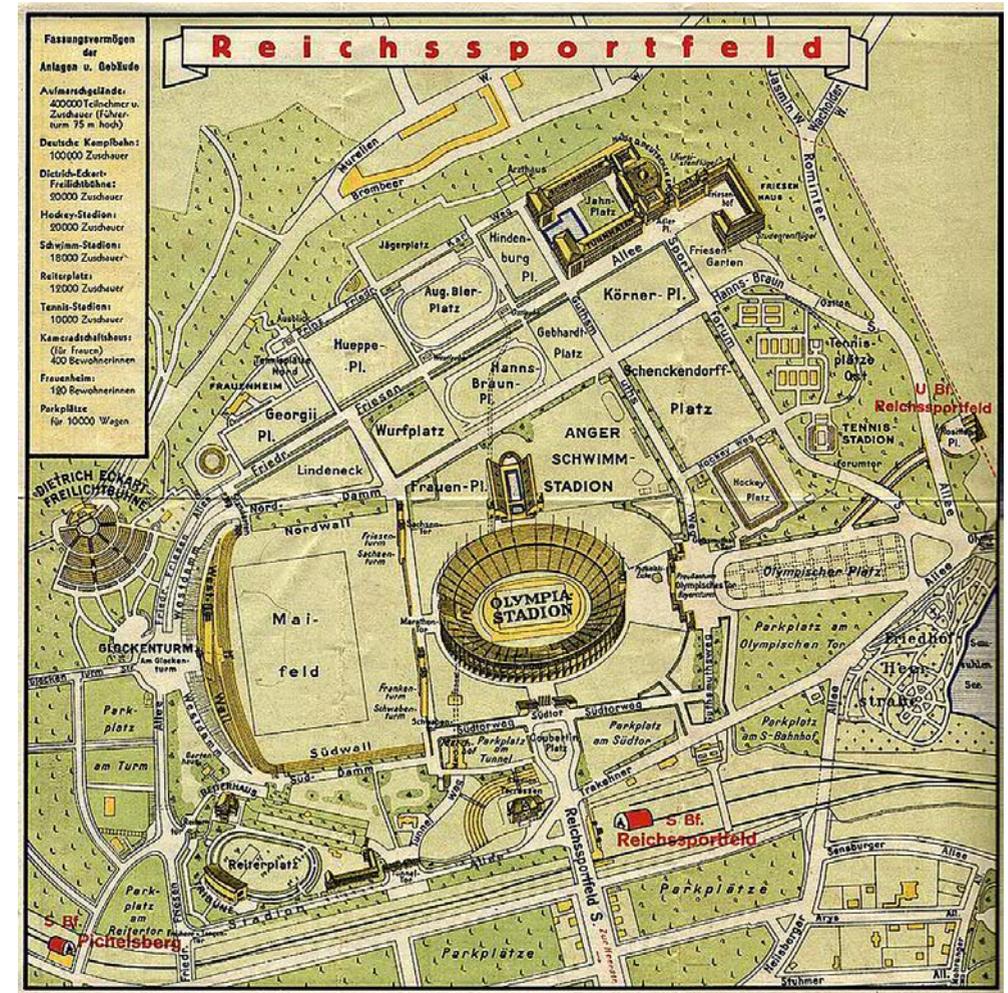
Reichssportfeld mit erkennbaren Restarbeiten, Frühjahr 1936 (Luftbild-Postkarte)

Die Kunstwerke des Reichssportfelds

Teil 1: Olympia-Stadion

Die XI. Olympischen Spiele wurden 1931 an Berlin vergeben. Dafür sollte das inmitten der Galopprennbahn Grunewald gelegene *Deutsche Stadion* umgebaut und erweitert werden. Der Architekt, dieser für die ausgefallenen Olympischen Spiele von 1916 bereits errichteten Arena, war der im Stadion- und Rennbahnbau erfahrene Architekt Otto March. Werner und Walter March hatten seit Mitte der Zwanzigerjahre nördlich des von ihrem Vater errichteten Stadions ein Übungsgelände für die 1920 gegründete und zunächst in Baracken untergebrachte *Deutsche Hochschule für Leibesübungen* angelegt. Für dieses *Sportforum* genannte Gelände zusammen mit dem Olympia-Stadion prägte der Sportfunktionär Carl Diem bald den Begriff des *Reichssportparks*, den es zu vollenden galt. In Folge der Weltwirtschaftskrise mussten die Arbeiten für das Sportforum unterbrochen werden. Etliche Sportplätze, ein Schwimmbecken und der Turnhallenflügel eines geplanten Universitätsgebäudes waren bereits fertiggestellt. Die Gebrüder March wurden beauftragt, aus dem mit 30 000 Sitzplätzen größten deutschen Stadion eine moderne Wettkampfstätte mit doppelter Kapazität für die Spiele von 1936 zu machen und gleichzeitig das Hochschulgebäude fertigzustellen.

Bereits 1896 äußerte Pierre de Coubertin seine Idee, zur Förderung geistiger und körperlicher Gesundheit, Kunst und Sport zu verbinden. In diesem Geist wurden Sportplätze und Stadien zu Anfang des 20. Jahrhunderts nach dem Vorbild antiker Stadien mit Skulpturen geschmückt und als nationale Kunst- und Feierstätten gestaltet. Im *Deutschen Stadion* waren etliche Plastiken und Skulpturen sowie Abgüsse antiker Statuen vorhanden, so dass seitens der Architekten zunächst



Reichssportfeld 1936, Verlag Pharus Plan GmbH

nur ein geringer Aufwand von 2 000 Reichsmark für die weitere künstlerische Ausstattung eingeplant wurde.

Die Nationalsozialistische Partei stand der auf Gleichberechtigung beruhenden olympischen Idee gleichgültig, ja ablehnend gegenüber. Andererseits hatten die vorangegangenen Spiele in Los Angeles 1932 zwei Millionen Besucher angezogen, so dass sich in Kreisen der populistisch denkenden Parteiideologen ein Meinungswandel vollzog. Der Kunsttheoretiker Paul Schultze-Naumburg, der für die NSDAP im Reichstag saß, forderte im Juli 1933 einen Gesamtentwurf „als ein Zeichen für den Gestaltungswillen und die unbezwingbare Kraft Deutschlands.“ Ein Dreivierteljahr nach seiner Ernennung zum Reichskanzler fand Adolf Hitler im Oktober 1933 die Zeit, sich vor Ort einen Eindruck zu verschaffen. Die ihn bei seinem Besuch umgebenden Sportfunktionäre werden es nicht unversucht gelassen haben, einer Ausweitung des Bauprogramms das Wort zu reden. Dabei scheint er die sich bietenden propagandistischen Möglichkeiten erkannt zu haben und forderte eine immense Ausweitung der bisherigen Konzeption: Statt der geplanten Erweiterung des *Deutschen Stadions* übernahm das Reich nun den kompletten Neubau des Olympia-Stadions.

Der nunmehr allein beauftragte Werner March gliederte das Olympia-Gelände durch Türme und Brüstungsmauern. Eine Hauptachse durchquert das neue Stadion vom Olympischen Platz bis zum Glockenturm. Dazu konnte für den Architekten nur ein tektonisches, im Stil reduziertes und auf Fernwirkung berechnetes Skulpturenprogramm passen. Der eine Generation ältere Theodor Lewald, Vorsitzender des Organisationskomitees der Sommerspiele von 1936, schlug im Herbst 1934 vor, Nachgüsse seinerzeit bekannter Sportlerskulpturen aufzustellen, was insbesondere nicht die Zustimmung des Stadion-Architekten fand. March antwortete mit einer nicht erhaltenen Denkschrift an den Staatssekretär des Inneren, Hans Pfundtner, Vorsitzender des Bau- und Finanzausschusses für die XI. Olympischen Spiele 1936. Aus späterer Korrespondenz ergibt sich sein Standpunkt, dass genaue Pläne für das Stadion und das Aufmarschgelände zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht gemacht werden konnten, lediglich für einige Standorte des Sportforums und die beiden Pfeiler am Eingang der Freilichtbühne. Er erwartete eine Abstimmung des Skulpturenprogramms auf den „Standort und die Umgebung“, während sich die künstlerische Freiheit auf die „Wahl des Inhalts und des Aufbaues“ zu beschränken habe. Für ihn sollte Bauplastik „nur in großem Maßstab und an einigen wenigen weithin beherrschenden Standorten“ die „Einfachheit und Größe der architektonischen Planung“ betonen. In seinem Buch *Bauwerk Reichssportfeld* von 1936 erwähnt March die Notwendigkeit von „rhythmisch verteilten Akzenten“ und „einer Beseelung des Ganzen, die nur die freie Kunst zu schaffen vermag.“

1935 wurde zur Ausschmückung des nunmehr *Reichssportfeld* genannten Geländes ein *Kunstausschuss* berufen, der ohne eigenen Etat über die Auswahl der Kunstwerke entscheiden sollte. Der Ausschuss tagte im Jahr seiner Konstituierung drei Mal, so dass Hitler im Dezember des gleichen Jahres Fotos aller geplanten Kunstwerke vorgelegt werden konnten. Einwendungen aus der Reichskanzlei sind nicht überliefert.

Die Skulpturen und Plastiken im *Sportforum* stehen und wirken für sich. Sie sind, im Gegensatz zu den Skulpturen in unmittelbarer Nähe des Stadions, nicht zwangsweise der Architektur untergeordnet. Der Kunstausschuss schrieb oftmals für einzelne Aufgaben beschränkte Wettbewerbe aus. Die offizielle Richtschnur bei der Auftragsvergabe war, an der Antike orientierte figürliche und allgemein verständliche Plastiken zu schaffen. Einige der beauftragten Künstler waren Vertreter der Moderne, die gleichwohl figürliche Plastiken schufen. Die Künstler wurden eingeladen, sich vor Ort eine Vorstellung vom Reichssportfeld zu machen. Danach mussten sie ein Modell im Maßstab 1:5 einreichen, für das sie ein Honorar bekamen. Falls die Skulptur doch nicht angekauft wurde, erhielten die Künstler als Entschädigung ein doppeltes Honorar. Der Kunstausschuss äußerte den Künstlern gegenüber Kritik und machte Verbesserungsvorschläge, aber eine direkte Einmischung gab es nicht. Gelegentlich wurde verlangt, eine Arbeit „einfacher und strenger“ auszuführen. Einige Künstler, insbesondere Kolbe, scheinen die Hinweise des Kunstausschusses aber ignoriert zu haben.

Der Verwaltungsjurist und Staatssekretär im Reichsinnenministerium Hans Pfundtner, im gleichen Jahr maßgeblich an der Ausarbeitung der Nürnberger Rassengesetze beteiligt, stand dem Ausschuss vor. Mit Joseph Wackerle, Professor an der Münchner *Akademie*, war ein prominenter Bildhauer vertreten, dem es gelang, den mit 90 000 Reichsmark dotierten einträglichsten Auftrag für die *Rosselenker* am Maifeld zu übernehmen. Ferner gehörte dem Ausschuss der erfolgreiche Maler Fritz Erler an, bereits seit 1922 Ehrenmitglied der Münchner Akademie. Weitere Mitglieder waren Werner March und der Präsident der *Reichskammer der Bildenden Künste* Eugen Hönig, gleichfalls von Beruf Architekt. Auch dessen Generalsekretär, der Berliner Bildhauer Ludwig Isenbeck, gehörte dem Gremium an. Paul Schultze-Naumburg, der noch dem vorangegangenen Preisgericht für die Freilichtbühne angehört hatte, wurde nicht in den Kunstausschuss übernommen. Als Verfechter des konservativen ‚Heimatstils‘ fiel er offensichtlich zur Zeit der Suche nach monumentaler Ausdrucksweise in Ungnade. Das ist interessant, denn eigentlich passte dieser



Eingang zur Freilichtbühne von Adolf Wamper,
Fotos: Verfasser, 2021

‚Heimatstil‘ mehr als alles andere zur populistischen Einstellung der Nationalsozialisten der Kunst gegenüber. Der Neoklassizismus war hingegen in Europa und Amerika weit verbreitet, also weder deutsch noch ‚völkisch‘.

Die Finanzierung des Skulpturenprogramms wurde zwischen privaten Sponsoren und den für die Organisation der Spiele zuständigen Ministerien, dem Innenministerium und dem für die Sporthochschule zuständigen Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung aufgeteilt. Das Propagandaministerium übernahm die Reliefs an der Freilichtbühne und die Reichskanzlei den *Faustkämpfer* von Josef Thorak.

Bereits vor Einberufung des Kunstausschusses hatte das Propagandaministerium im November 1934 den erwähnten ersten Wettbewerb zur Gestaltung des **Eingangs der Freilichtbühne** ausgeschrieben. Auf der ersten Sitzung des Kunstausschusses am 7. März 1935 wurde entschieden, dass keiner der drei Preisträger (Konstantin Frick, Josef Walz, Toni Fiedler) den Anforderungen gerecht geworden war. Es gab zehn weitere Ankäufe und die Wahl fiel schließlich auf den zweiten dieser Liste, den 34-jährigen **Adolf Wamper**. Aber auch Wampers Entwurf gefiel nicht uneingeschränkt, weshalb er nach Berlin zur näheren Besprechung gebeten wurde. Auch sein zweiter Entwurf war auf Wunsch des Kunstausschusses zu überarbeiten, bevor er Reichsminister Dr. Goebbels vorgelegt werden konnte. Sein Ministerium finanzierte die Arbeit mit 13 000 Reichsmark. Die Figuren des Reliefs waren auf Wunsch des Kunstausschusses zu verkleinern und sollten flacher hervortreten, was dann aber offensichtlich unterblieb. Im Ergebnis stellte Wamper auf der linken Seite zwei nackte, kameradschaftlich agierende Jünglinge mit Schwert und Fackel dar. Das Schwert steht symbolisch für Ritterlichkeit, auch im Hinblick auf Fairness und Ehrenhaftigkeit. Die aufrecht gehaltene brennende Fackel steht für Weisheit: In der antiken Mythologie erschuf der Titan Prometheus die Menschen aus Ton und brachte ihnen neben dem Feuer auch die Freuden des Geistes. Die beiden jungen Männer erscheinen durch ihre Attribute als Helden, die durch „nationale Festspiele“ zu ehren sind. Dies tun dann auch die beiden auf der anderen Seite stehenden jungen Frauen. Die Erste reicht dem Fackelträger einen Lorbeerzweig, während ihre Begleiterin auf der mitgeführten Leier gleich die „musischen Feiern“ mit Gesang und Tanz eröffnen wird. Die *Waldbühne* war bis 1945 nach dem ‚Dichter der Bewegung‘ Dietrich Eckart benannt.

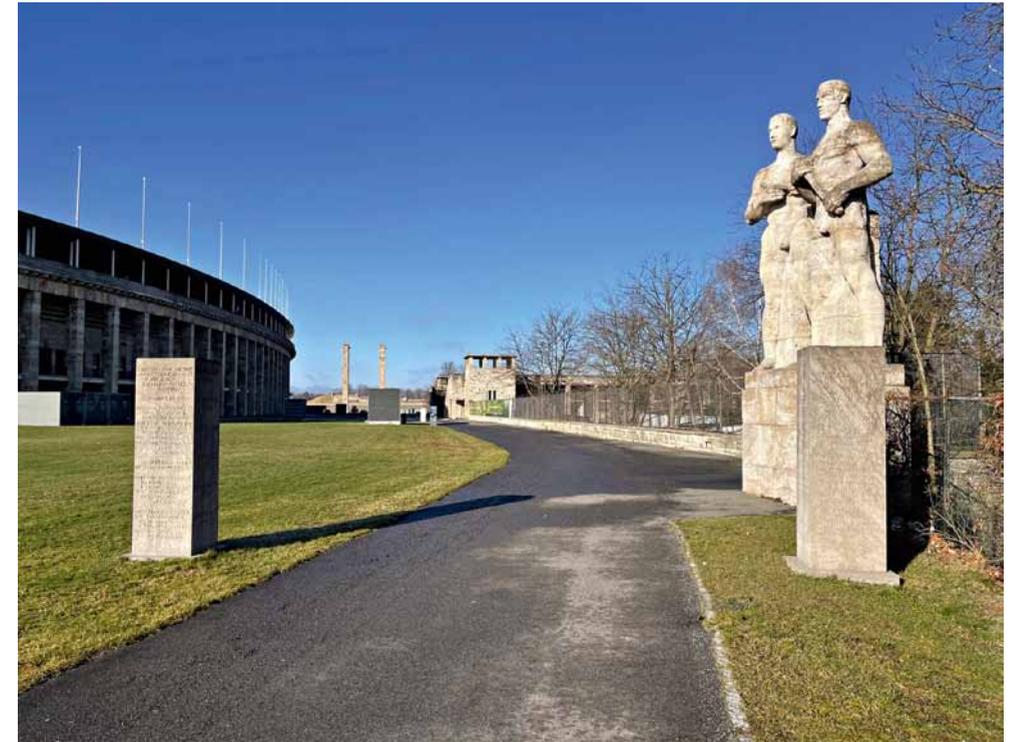
Das Motiv der schwert- und fackeltragenden Jünglinge wurde wenig später vom ebenfalls an diesem ersten Wettbewerb beteiligten Arno Breker bei der Ausstattung des Ehrenhofs der *Neuen Reichskanzlei* verwendet. Zwei nackte junge Männer flankierten mit Schwert und Fackel den Eingang zur Reichskanzlei. Breker äußerte später, dass er damit Darstellungen tugendhafter ‚Tapferkeit‘ und ‚Weisheit‘ beabsichtigte, während Adolf Hitler den Bronzen die Namen „Staat“ und „Partei“ gab.



Diskuswerfer von Karl Albiker, Aufnahme: Verfasser, 2021

Auch wenn der Kunstausschuss sich zu versichern suchte, was die Führung des Reiches wünschen können würde, bestimmte sie das Skulpturenprogramm weitgehend unbeeinflusst. Die Anwesenheit des Chefs von Hitlers Privatkanzlei, Philipp Bouhler, bei späteren Ausschusssitzungen oder ein Besuch Joseph Goebbels im Oktober 1935 blieben ohne erkennbare Veränderung. In der Summe trugen die überlegten und abgewogenen Entscheidungen des Kunstausschusses wesentlich zum Entstehen des *Gesamtkunstwerks Reichssportfeld* bei. Die Skulpturen sind ein fester Bestandteil dieses Kunstwerks, denn sie wurden bis auf Georg Kolbes *Zehnkämpfer* und Thoraks *Faustkämpfer* explizit für ihren Standort gearbeitet und beziehen sich formal und inhaltlich darauf.

Beim Betreten des Stadiongeländes vom Olympischen Platz her erlebt der Besucher die Außenansicht der Ostkurve als geschlossene Pfeilerarchitektur. Diese vertikale Gliederung wird durch die seitlichen vor dem Heckenrund aufsteigenden Figurengruppen **Karl Albikers**, *Diskuswerfer* und *Stafettenläufer*, reflektiert. Beide Skulpturen korrespondieren in ihrer Blockhaftigkeit gleichzeitig mit den die olympischen Ringe tragenden Eingangstürmen. Aufgrund dieser zentralen Bedeutung gab es keine zügige Entscheidung des Kunstausschusses für die beiden mit 50 000 Reichsmark ausgeschriebenen Arbeiten. Man bat zunächst einige Künstler, die bei der Ausschreibung für die Freilichtbühne nicht zum Zuge gekommen waren, gegen Honorar um Vorschläge. Es entbehrte nicht einer gewissen Ironie, dass ausgerechnet Künstler befragt wurden, „die man für ungeeignet gehalten hatte, den weniger bedeutenden Auftrag an der Freilichtbühne auszuführen“ (Ursel Berger). Die Sache zögerte sich bis zur Dezember-Sitzung 1935 hinaus, wo man Vorschläge verschiedener Künstler besprach. Auch Gerhard Marcks hatte sich um den Auftrag beworben, aber von Werner March schon vor der Sitzung eine Absage bekommen, die „schroffste Ablehnung“ aller Ausschussmitglieder befürchtend. Die Entscheidung fiel auf Karl



Sieger-Stelen und *Stafettenläufer* von Karl Albiker, Foto: Verfasser, 2021

Albiker, der insbesondere in den 1920er Jahren zu den bedeutendsten deutschen Bildhauern zählte. Er war Schüler Auguste Rodins, Mitglied der Neuen Münchener Secession und angesehener Professor der Dresdner Kunstakademie. Seine auf Fernwirkung berechneten, heroisch anmutenden Diskuswerfer sind mit Sockel 7,35 m hoch. Die beiden nackten, muskulösen Männer stehen nebeneinander in leichter Schrittstellung, der rechte von ihnen hat den Oberkörper leicht gedreht. Beide Wettkämpfer halten in ihrer Rechten das Sportgerät und blicken konzentriert vorwärts. Im Gegensatz zur Neuzeit war der Diskuswurf in der Antike keine Einzeldisziplin, sondern Teil des Fünfkampfes, der Diskuswerfer somit der Inbegriff des Athleten. Korrespondierend blicken die beiden Staffelläufer auf der anderen Seite des Stadions, während einer der beiden den Staffelstab mit beiden Händen vor seinem Körper hält. Im antiken Griechenland teilten Läufer den anderen Städten den genauen Zeitpunkt der Spiele mit und riefen den olympischen Frieden (*Ekecheiria*) aus. Beide Gruppen sind charakteristisch für den auf dem Olympiagelände gängigen Typus der pathetischen Sportlerdarstellung.

Vor der süd-östlich das Stadiongelände umrundenden Hecke in unmittelbarer Nähe zu Albikers *Diskuswerfern* sind „*Sieger-Stelen*“ aus Muschelkalk mit den Namen der deutschen Olympiasieger. Die Aufzählung beginnt bei den ersten Spielen der Neuzeit 1896.

Auf dieser Stele sind auch die Namen der Cousins Alfred und Felix Flatow genannt. 1936 waren die beiden jüdischen Olympiasieger Ehrengäste, während des Zweiten Weltkriegs wurden beide nach Theresienstadt deportiert, von wo sie nicht mehr zurückkehrten. Ihnen zu Ehren ist die benachbarte Flatowallee benannt. Die im Abstand von zehn Metern aufgestellten Stelen tragen an ihren Frontseiten die Namen und seitlich Reliefs der siegreichen Disziplinen. Da es sich dabei um eine originäre Idee Adolf Hitlers anlässlich seines zweiten und vor den Spielen letzten Besuchs auf



Sieger-Stele mit den Namen der Olympiasieger Alfred und Felix Flatow (1896), Foto: Verfasser, 2021

dem Gelände im Oktober 1934 handelte, verstand sich die umgehende Umsetzung durch verschiedene Künstler (Herbert Garbe, Karl Baur, Willy Ernst Schade) von selbst. Es blieb seine einzige direkte Einflussnahme auf das Kunstprogramm. Der Idee Hitlers folgend werden die Stelen seit 1957 bis heute auf der anderen Seite des Halbrunds ergänzt. Die jüngeren Stelen blieben ohne Reliefs. Der auffällig hohen Zahl von 348 Olympiasiegern der DDR wurde erst nach der Wiedervereinigung unseres Landes Rechnung getragen. Ihre Namen sind auf vier separaten Stelen verewigt.

Nach der Idee des Kunstausschusses war die „vollendete“ Architektur des Stadions „mit einem Kranz edelster Schöpfungen der bildenden Kunst“ an wenigen beherrschenden Standorten zu umrahmen. Die **Rosselenker** von **Joseph Wackerle** flankieren die Treppe vom Marathontor zum Maifeld. Sie sind aus Blöcken Gauinger Travertins zusammengesetzt, der noch heller und edler ist als der sonst für alle sichtbaren Wände und Pfeiler verwendete fränkische Muschelkalk. Mit dem höherwertigen Gauinger Travertin ist auch das korrespondierende Marathontor verkleidet. Aus demselben Naturstein sind ferner die erwähnten Skulpturen Albikers, die weiter unten vorgestellten Skulpturen der *Siegesgöttin* und der *Sportkameraden* sowie das Hauptgesims des Stadions mit dem Konsolenkranz. An der zur Treppe gewandten Seite führt bei den *Rosselenkern* jeweils ein unbekleideter Athlet mit einer Hand den Kopf seines Pferdes, während die andere Hand mit einem über den Unterarm geschwungenen Tuch in die Hüfte gestützt ist. Das Projekt wurde bereits bei der ersten Sitzung des Kunstausschusses im März 1935 besprochen. Das Ausschussmitglied Wackerle fehlte vielleicht aus diesem Grund bei dieser ersten Sitzung. Er wurde gebeten, bis zur nächsten Sitzung Vorschläge für die geplanten „Rossebändiger“ vorzulegen. Anschließend forderten ihn seine Ausschusskollegen auf, die Endfassung weniger bewegt zu gestalten. Ein solcher Hinweis wurde auch anderen Künstlern (Breker, Strübe) gegeben und muss als ein wesentliches, vermutlich auf Werner March zurückgehendes Gestaltungsprinzip des Kunstausschusses gesehen werden. Die strenger gehaltene Endfassung wurde in der dritten Sitzung des Ausschusses am 17. Dezember 1935 als Foto eines Modells in der Größe 1:5 vorgestellt und akzeptiert. Durch Wochenschauen und Leni Riefenstahls Olympia-Film wurden die *Rosselenker* auch als Allegorie auf den Führer und Staatslenker gedeutet. In der Mythologie stehen *Rosselenker* für die Vernunft und ihre Pferde für die Triebe. Später flankierte Josef Thorak sein Figurenensemble auf dem Nürnberger *Märzfeld*, dem um das Fünffache vergrößerten Nachfolger des Maifelds, gleichfalls mit *Rosselenkern*. Dieser Typus findet sich zu allen Zeiten an den verschiedensten Orten, nicht zuletzt seinerzeit vor dem Berliner Schloss.

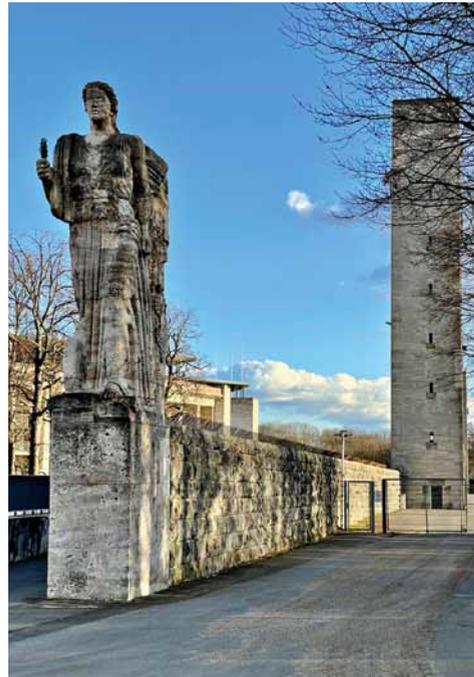
Mit 3 961 Sportlerinnen und Sportlern aus 49 Nationen wurde ein neuer Teilnehmerrekord bei den Sommerspielen 1936 aufgestellt. Während die Männer im *Olympischen Dorf* untergebracht waren, logierten die 328 Frauen im Friesenhaus, wo sonst die Hochschulstudenten wohnten. In einer Linie zur *Rosselenker*-Gruppe wurde ein Übergang für die Olympiateilnehmerinnen zum Stadion, das Frauentor, mit einer sechs Meter hohen *Siegesgöttin* des Kölner Bildhauers **Willy Meller** gestaltet. In der Hand hält die weibliche Figur einen Eichenzweig, was sie zusammen mit



Rosselenker von Joseph Wackerle, Aufnahmen: Verfasser, 2021



Sportkameraden von Sepp Merges,
Foto: Verfasser, 2021



Siegesgöttin von Willy Meller
(im Hintergrund der Glockenturm),
Aufnahme: Verfasser, 2021

Eichenlaub an ihrer Rückseite zu einer deutschen Siegesgöttin macht. Die Göttin tritt mit ihrem angewinkelten linken Fuß auf eine Schlange, dem biblischen Sinnbild der Herrschaft über das Böse. Dadurch erscheint sie vorwärtsschreitend und ihr Gewand gewinnt bei aller vom Kunstausschuss vorgegebenen Blockhaftigkeit einen dynamischen Faltenwurf, den sie mit der linken Hand einzufangen scheint. Da die Olympiasieger 1936 kleine Eichenbäume erhielten, wurde die Figur vom Künstler zunächst als ‚Siegerehrung‘ bezeichnet. Nachdem etliche eingereichte Vorschläge nicht die Zustimmung des Ausschusses fanden, kam Meller in die engere Auswahl und wurde schließlich bei der dritten Sitzung im Dezember 1935 beauftragt, die mit 40 000 Reichsmark dotierte Aufgabe zu übernehmen. Goebbels fand sie so bedeutsam, dass er sich alle Zeichnungen mit den Lösungsvorschlägen vorlegen ließ.

Direkt gegenüber, bilden die *Sportkameraden* von **Sepp Merges** den südlichen Abschluss der Trennung zwischen Stadion und Maifeld. Mit fünf Metern Höhe sind sie etwas niedriger als das Pendant der *Siegesgöttin* auf der anderen Seite, was sich vermutlich auch im geringeren Honorar von 30 000 Reichsmark ausdrückt. Die Figurengruppe ist quer zur Trennlinie nach Osten ausgerichtet, so dass Reiterstadion, Maifeld und Glockenturm ihren Hintergrund bilden. Die *Sportkameraden* sind auf eine breite Freitreppe zum *March-Tunnel* ausgerichtet, der bereits damals von den Ehrengästen als Zufahrt genutzt wurde. Zwei durch ihre Nacktheit als Athleten ausgewiesene Männer stehen stramm, fast salutierend mit angewinkelten äußeren Armen frontal zum Betrachter. Der linke ‚Kamerad‘ schultert ein nur durch den Griff erkennbares Schwert, das sonst durch den voluminösen Umhang, mit lebhaftem rückwärtigem Faltenwurf, verdeckt wird. Hier werden Sport und Wehrkampf durch ein auf den Schultern präsentiertes Ritterschwert darstellerisch verbunden. Dieses 1935 beauftragte Kunstwerk ist wohl als subtile

Referenz an die Wiedereinführung der Wehrpflicht im gleichen Jahr zu interpretieren und wird somit zum Sinnbild der militärischen Stärke des *Dritten Reichs*. Staatssekretär Hans Pfundtner soll die *Sportkameraden* während einer Rundfunkansprache kurz vor der Eröffnung der Spiele ausdrücklich gewürdigt haben.

Die *Sportkameraden* flankieren gleichfalls den Übergang zum Reiterstadion, wo zwei große **Pferdeplastiken** von **Reinhold Kuebart** und **Richard Scheibe** aufgestellt werden sollten. Die nicht dokumentierte Bronze Kuebarts war nur bis 1937 am Ort und die Plastik Scheibes kann es nach dem überlieferten Abrechnungsbuch des Künstlers höchstens als Gips gegeben haben. Er erhielt dafür eine erste Rate von 2 500 Reichsmark, weitere Zahlungen hat er nicht verzeichnet.

Dr. Manfred Uhlitz
Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de

Teil 2: ‚Sportforum‘ folgt!

Literatur

Werner March, Bauwerk Reichssportfeld, Berlin 1936; Akademie der Künste Berlin (Hrsg.), Skulptur und Macht. Figurative Plastik im Deutschland der 30er und 40er Jahre, Akademie-Katalog 135, Berlin 1983; Ursel Berger, Die Athleten von Olympia-Berlin. Wie nazistisch sind die Skulpturen von 1936, in: *Der Tagesspiegel*, 19.2.1993; Magdalena Bushart: Die Bildwerke auf dem Reichssportfeld in Berlin, in: Tietenberg, Annette (Hrsg.), Das Kunstwerk als Geschichtsdokument: Festschrift für Hans-Ernst Mittag, München 1999, S. 129-143; Volker Kluge, Olympiastadion Berlin. Steine beginnen zu reden, Berlin 1999; Wolfgang Schäche, Das Reichssportfeld, Berlin 2001; „Skulpturen im Olympia-Gelände“, Ausstellung des Kolbe-Museums 2006 (Begleittexte von Ursel Berger); Susanne Kähler: <https://bildhauerei-in-berlin.de>.

Vereinsmitglieder schreiben Geschichte!

Im ‚Hungerwinter‘ 1946/47¹
Briefe an Onkel Otto nach Chicago, 2. Folge
Von Otto Uhlitz (1923 – 1987)²

Spreeau, 15. Februar 1947³

Lieber Onkel, liebe Tante!

Eben habe ich Euren Brief vom 17. Dezember wieder zurückbekommen, den ich an Tante Anna usw. zum Lesen gegeben hatte, und ich kann denselben nun beantworten. Erst muss ich schreiben, dass ich auch noch keinen Weg weiß, wie Du an Deine Geschwister Pakete schicken kannst. Vor einigen Tagen habe ich gelesen, dass man jetzt SOLI-Pakete⁴ nach der russischen Zone schicken kann. Das Verfahren soll so wie bei den Care-Paketen gehandhabt werden. Ich würde ja sagen, dass Du einfach meine Adresse für ein Care-Paket angibst⁵ und ich dann die Pakete mit nach Spreeau nehme; aber, da ich selbst das von Dir angewiesene Paket nicht erhalten habe, ist die ganze Geschichte auch sehr fragwürdig. Woran das liegt, weiß ich auch nicht. Nach den Zeitungsmeldungen sollte ja alles so schnell und reibungslos gehen, zumal diese Pakete irgendwo in Deutschland oder sogar in Berlin liegen. Ich schlage vor, dass Du lieber noch wartest, bis sich die Verhältnisse einigermaßen geklärt haben und Du das senden kannst, was Du willst. Wie ich hörte, ist der Inhalt natürlich für jeden eine schöne Hilfe. Der Inhalt soll aber nicht dem Preis entsprechen, den ihr dort dafür bezahlen müsst. Irgendwer macht also mit eurer Hilfsbereitschaft Geschäfte und das sollte

man lieber nicht unterstützen. Warte also lieber bis Ihr euch selbst das aussuchen könnt, was ihr schicken wollt.

Wir haben jetzt bald vier Wochen eine unangenehme Kälte. Die Temperatur pendelt zwischen -8 und -23 Grad. Wir haben ja Gott sei Dank den Wald vor der Haustür. Und es wäre unsere eigene Dummheit, wenn wir frieren würden. Wald kann man das aber bald gar nicht mehr nennen. Während des Krieges und vor allem seit Beendigung des Krieges hat man dermaßen viel Holz geschlagen, dass nur noch alle 8 – 10 Meter ein Baum steht. Wohin das einmal führen soll, weiß ich überhaupt nicht. In den Wäldern bei Berlin sieht es

natürlich noch viel schlimmer aus. Der Tiergarten z.B. ist eine große kahle Fläche. Der Grunewald sieht nicht viel besser aus. Tagtäglich fahren die Berliner in die Umgebung und holen sich Holz. Fangschleuse (der Bahnhof) ist von den Holzsammlern dicht belagert und oft kommen viele wegen der Überfüllung des Zuges nicht nach Berlin zurück. Das ist ein großes Elend. Ich habe einen wahren Grusel, wenn ich daran denke, dass ich am Dienstag wieder nach Berlin fahren und dort drei Nächte schlafen muss. Die Kohlen sind schon lange alle und Holz hat es noch nicht gegeben. In der Wohnung kann man sich nur mit Mantel und Ohrenklappen aufhalten. Am schlimmsten ist natürlich der Augenblick, wenn man abends ins Bett geht und morgens, wenn man aufstehen will. Ich habe ein warmes Federbett. Soundso viele Berliner haben aber keines. Ich weiß gar nicht, wie diese Leute es machen, die Tag für Tag in den kalten Wohnungen hausen müssen. Für mich ist das ja nur eine kleine Abwechslung, denn hier habe ich es ja mollig warm. Am unangenehmsten sind in Berlin noch die vielen Stromsperrungen. Neuerdings brennt in Berlin nur 4 Stunden am Tage das elektrische Licht, so dass die Leute sich kaum eine warme Mahlzeit kochen können. Kartoffeln hat fast niemand mehr. Entweder sind sie aufgegessen (für die Zeit von Oktober bis Mai bekam jede Person 1,5 Ztr. zur Einkellerung) Es scheint, dass sich alles gegen uns Deutsche verschworen hat. Hoffentlich wird es bald wärmer, damit das Elend wenigstens etwas gemildert wird. Warum es nicht möglich ist, dass die Bevölkerung wenigstens eine den bescheidenen Ansprüchen genügende Kohlenmenge erhält, verstehe ich nicht. Dies und vieles andere ist rätselhaft.

In vier Wochen sind die Friedensverhandlungen in Moskau. Hoffentlich schaffen die Staatsmänner – ihrer großen Verantwortung bewusst – einen gerechten Frieden. Es wäre traurig, wenn man in die Fehler von 1918 verfallen und der jungen deutschen Demokratie schon im voraus keine Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten lassen würde.

Du fragst, wo Spreewerder liegt. Ja, diese Siedlung ist ein wahres Unglück für Spreeau. Dort wohnen lauter Berliner. Zum Teil sind die Häuser mit primitiven Mitteln während des Krieges erbaut worden. Bei den heutigen Verhältnissen müssen natürlich diese als Wochenendaubengedachten Häuschen als Wohnstätten dienen. Das macht alles keinen schönen Eindruck, so etwas gab es jedenfalls zu Deiner Zeit in Deutschland nicht. Diese Siedlung liegt auf dem Gebiet um das Gut Birkenwerder, also zwischen Storkowfort und Möschwinkel. Es wohnen immerhin 200 bis 250 Menschen dort. Vielleicht sind es sogar noch mehr.



Die Tagesration eines Normalverbrauchers 1948, Bundesarchiv, Bild 183-H28811 / CC-BY-SA 3.0

Wenn Leute 5 Mark für eine Zigarette geben, darf man das nicht allzu tragisch nehmen, denn Geld hat nicht mehr den Wert, den es früher hatte. Es ist nun so, dass die Löhne, Gehälter und Renten mächtig gekürzt, die Preise für Lebensmittel aber gestiegen sind (auch für die, die es auf Karten gibt). Ein gewöhnlicher Mensch, meinerwegen ein Arbeiter kann sich zusätzlich – auf dem Schwarzen Markt – überhaupt nichts kaufen. Zu Schwarzmarktpreisen kann nur der etwas kaufen (meinetwegen Zigaretten), der selbst eine Mangelware in Händen hat und diese ebenfalls teuer verkaufen kann. Woher diese ganzen Schieberwaren (Schokolade, am. Zigaretten, Fett usw. usw.) kommen, das wissen die Götter. In Dahlem (amerikanischer Sektor von Berlin) besteht übrigens eine Tauschstelle. Der Deutsche kann dort wertvolle Sachen (Photoapparate, Pelze usw. usw.) hinbringen und bekommt dafür einen Gutschein über soundso viele Punkte. Für diesen Gutschein bekommt er dann entsprechend der Punktzahl amerikanische Zigaretten, Schokolade, Fett usw. Ich war noch nicht da, habe aber gehört, dass viele Leute dort Schlange stehen und ihre wertvollen Sachen für ein Butterbrot eintauschen. Könnte mir ja nicht passieren! Wir hier draußen können sowieso nicht in die Verlegenheit kommen, „wertvolle“ Sachen eintauschen zu wollen, denn etwas wertvolles hat hier niemand mehr. Wenn ich an meinen Photoapparat und an meine schöne Armbanduhr denke, die ich zur Einsegnung geschenkt bekommen habe, werde ich immer wieder sehr traurig. Aber, wenn das nur wäre, ginge ja alles. Viel wichtiger wäre es, Papa würde bald zurückkommen. Und Millionen Menschen haben ja alles verloren: Haus und Heimat und sind zufrieden wenigstens das nackte Leben gerettet zu haben. Spreeau hat jetzt wieder viele Flüchtlinge bekommen und zwar kommen sie alle aus der Gegend von Lodz in Polen. Es sind z.T. Deutsche, die während des Krieges aus Wolhynien⁶ oder dem Baltikum nach dort umgesiedelt worden waren. Die armen Menschen sind völlig abgerissen. Leider kann man ihnen auch wenig helfen, da man ja selbst kaum etwas anzuziehen hat, gibt es doch schon seit Jahren nichts mehr zu kaufen. Wenn man wenigstens Schuhzeug herstellen oder einführen würde. Aber, wenn man so etwas einführt, wovon sollen wir es denn bezahlen, denn Fabriken gibt es ja kaum noch.

Doch nun will ich für heute Schluss machen. Du brauchst Dir unseretwegen bestimmt keine Sorgen zu machen, denn uns allen (einschl. Georg, Anna und Liesbeth⁷) geht es im Verhältnis zu allen anderen noch gut. Wir haben unser Haus, unsere warme Stube und wenigstens zur Zeit noch Kartoffeln. Heute haben wir unsere Mehration für Februar bekommen. Wir mussten nämlich unseren Roggen restlos abliefern. Man verlangte von uns vom Morgen 4 Ztr. und ernten tun wir auf unserem Sand hier nur 2 Ztr., zumal kein Dung usw. vorhanden ist.

Also für heute alles Gute. Vor allen Dingen wünsche ich Tante Ricka recht baldige und gute Besserung.

Mit den besten Grüßen!

Otto

Nächste Folge: „Das erste CARE-Paket 1947“

Anmerkungen

- 1 Der Nachkriegswinter 1946/47 gehört zu den kältesten des 20. Jahrhunderts. In Mitteleuropa traf er die Menschen mitten in der schlimmen Nachkriegszeit, in der sowieso erhebliche Versorgungsprobleme auftraten. Durch das eisige Wetter wurde der Winter zum Hungerwinter.
- 2 Bearbeitet von Manfred Uhlitz.
- 3 Brief Nr. 7 mit der handschriftlichen Notiz, dass Onkel Otto diesen Brief nicht erhalten habe.
- 4 In den Westzonen treffen Ende 1946 die ersten CARE-Pakete der privaten Hilfsorganisation CARE (Cooperative for American Remittance to Europe) ein. Einwohner der sowjetischen Besatzungszone konnten SOLI-Pakete erhalten, wenn ausländische Freunde oder Verwandte einen entsprechenden Geldbetrag an eine in der Schweiz ansässige Vermittlungsstelle einzahlten. Auch diese Pakete wurden nicht mit der

Post zugestellt, sondern über die SED-Volkssolidarität weitergegeben. Die Partei hatte somit eine Kontrolle über die Verteilung.

5 Prenzlauer Allee 50, Berlin NO 55 (Sowj. Sektor).

6 Wolhynien ist eine Landschaft in der nordwestlichen Ukraine.

7 Geschwister von Onkel Otto.

Rezensionen

Thomas Fischbacher und Peter-Michael Hahn (Hg.): Der erste „Baedeker“ von Berlin – Die Stadtbeschreibung von Johan Heinrich Gerken 1714-1717, Berlin: Lukas Verlag 2020, 333 Seiten, 46 Abbildungen, 30 €.

Der vorliegende Band wurde als Band 13 der Schriften zur Residenzkultur mit Fördermitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Mitarbeitern des Lehrstuhls für Landesgeschichte der Universität Potsdam zusammengestellt. Zwei von Johan Heinrich Gerken verfasste Manuskripte wurden erstmalig editiert. Die erste Handschrift – vom Autor als *Concept* bezeichnet – entstand in den Jahren 1714 bis 1716, die zweite umfangreichere Beschreibung schloss er 1717 vorläufig mit der Absicht ab, nach notwendigen Ergänzungen und der Suche nach Illustrationen einen Verleger zu finden, ein vergebliches Unterfangen. Niemand zuvor hatte die Residenzstadt Berlin so umfangreich und facettenreich beschrieben. Beispielsweise schilderte der Bericht über die Reise des Reichsfreiherrn Bodo II. zu Imhausen und Knyphausen von 1683 – vom Verein für die Geschichte Berlins als Heft 64 seiner Schriften 1989 publiziert – hauptsächlich die Sitten bei Hofe. Gerkens Erkundungen erfassten erstmals das gesamte damalige Stadtgebiet. Er vertraute in den drei Jahren seines Aufenthalts der persönlichen Inaugenscheinnahme und Befragungen. Höfische Bereiche und das Berliner Schloss blieben ihm ganz oder teilweise verschlossen. Die Herausgeber Fischbacher und Hahn edierten erstmals sowohl das *Concept* als auch die teilweise illustrierte *Beschreibung*. Grundlage waren die im Landesarchiv Berlin verwahrten zwei Handschriften, es gab aber im 18. Jahrhundert weitere Abschriften, die in den nachfolgenden Stadtbeschreibungen von Jacob Schmidt, Johann Christoph Müller/Georg Gottfried Küster und Friedrich Nicolai herangezogen wurden. Das Mitglied des Vereins für die Geschichte Berlins Emil von Siefert fertigte um 1913 vom *Concept* eine Kopie an, heute im Besitz der Zentral- und Landesbibliothek Berlin (B 118:11 Bl. 537r-651v.). Unser Mitglied Heinz Ladendorf benutzte 1935 für seine Monografie zu Andreas Schlüter das heute verschollene Gerken-Manuskript aus dem Besitz von Friedrich Nicolai.

Gerken bemühte sich um Wissenschaftlichkeit, indem er eine Bibliografie und Urkunden im Wortlaut hinzufügte. Er war bedacht, die Architektur der ihm bedeutsam scheinenden Gebäude zu beschreiben, offenbarte dabei aber Lücken im Wissen um Architektur und Ingenieurkunst. Die Edition seiner Texte umfasst mit den Anmerkungen der Herausgeber 252 Seiten, anschließend folgen ein Kommentar, die Bibliografie und ein Personenregister. Gerken bezeichnete sich selbst als „Fremdling“, weder Geburts- noch Sterbejahr wie auch die Herkunft und Einzelheiten seines Lebens sind bekannt. Er war nach eigener Bekundung bemüht, „den Ruhm von diesem prächtigen Berlin mit zierlichen Worten anmuthiger und zulänglich herauszustricken. [...] Und gleich wie man von Cölln am Rhein sagen kann, daß solches das deutsche Rom sey, also man mit gutem Rechte von Berlin auch wohl sagen möchte, daß solches Teutsch-Paris sey.“ Wunsch und Wirklichkeit waren wohl damals wie heute nicht deckungsgleich, aber Gerken verdanken wir den Anfang der Berliner Stadtbeschreibungen.

Martin Mende

Stiftung Exilmuseum Berlin (Hrsg.), Ein Neubau für das Exilmuseum Berlin – Architekturwettbewerb 2020, 1. Auflage September 2020, 111 Seiten, Schutzgebühr 10 €.

Die vorliegende Publikation dokumentiert den Architekturwettbewerb für ein neu zu bauendes ‚Exilmuseum‘ an der Portalruine des Anhalter Bahnhofs in Kreuzberg. Zusammen mit den Ausstellungen der Stiftungen ‚Topographie des Terrors‘ und ‚Flucht, Vertreibung, Versöhnung‘ entsteht in dieser Gegend somit ein Dreiklang politischer Zeitgeschichte. Die Bahnhofsrue wird zum Sinnbild für die Flucht in die Fremde. An dem Wettbewerb beteiligten sich zehn namhafte Architekturbüros aus der ganzen Welt, die alle Erfahrungen auf diesem Gebiet besitzen, so dass hochkarätige Ergebnisse zu erwarten waren. Neben dem Gewinnerentwurf gibt es einen zweiten und dritten Preis sowie zwei Anerkennungen. Die anderen fünf Entwürfe werden ebenso vorgestellt, so dass die Lektüre des vorliegenden Werks zugleich ein Lehrbuch moderner Architektur ist. Der Leser kann die Entscheidungsfindung nachvollziehen, erfährt etwas über die sonstigen Leistungen der jeweiligen Büros und wird in die Lage versetzt, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Darüber hinaus ist das vorliegende Werk auch ein literarischer Genuss, denn alle Entwürfe werden mit Auszügen der Projektbeschreibungen den Stellungnahmen der Jury gegenübergestellt. Das Werk führt somit in die ‚Architektensprache‘ ein, vergleichbar dem Juristendeutsch oder der Medizinersprache, nur ungleich unterhaltsamer! Ein Entwurf ohne Bezüge zum Umfeld wird von der Jury anerkennend als „geschlossener Solitär“ bewertet. Ein anderer Entwurf versenkt die Ausstellung in den Untergrund und sorgt über Tage durch „Photovoltaik-Zellen“ als „erneuerbarer Energiequelle“ für Licht, was man sonst oberirdisch mit Fenstern erreichen würde. Die Jury lobt vornehm zurückhaltend die „Radikalität der Arbeit“ und die „Entmusealisierung des Themas“. Das Studium aller Entwürfe führt also zu der Erkenntnis, dass die Gewinnerin des Verfahrens, Dorte Mandrup aus Kopenhagen, den einzig sinnvollen, weil auch europäisch gedachten Entwurf vorlegt. Ihre Idee ist es, die beim mühevollen Abriss der Bahnhofshalle vorhandenen Millionen von Ziegeln zurückzuholen und für einen sanft geschwungenen Neubau hinter der Portalruine zu verwenden. Es entsteht durch den Baukörper und das Baumaterial ein Dialog zwischen Ruine und Neubau, zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Der Neubau wird höher als die Portalruine, steht respektvoll zurück und umfängt den Altbau mit einer beschützenden Geste. Die Erkenntnis aus den anderen Entwürfen ist, dass der geplante Bau höher als die Portalruine sein und die Ruine nicht in den Neubau integriert werden sollte. Solche Entwürfe überzeugen weniger. Dem Stiftungsvorstand, namentlich unseren Mitgliedern Bernd Schultz und André Schmitz, möchten wir an dieser Stelle zu der Entscheidung gratulieren!

Die Idee zu einem solchen Museum wurde vor zehn Jahren von der Literatur-Nobelpreisträgerin Herta Müller in einem Brief an die Bundeskanzlerin in die Welt gesetzt. Emigranten überlebten die Zeit des Nationalsozialismus und galten bis dahin nicht als Opfer. Herta Müller sah darin eine „Leerstelle in unserer Erinnerung“. Künftig wird im gegenüberliegenden, für 30 Millionen Euro umgebauten Deutschlandhaus unter anderem an die Geschichte der Heimatvertriebenen erinnert werden. Sie mussten an anderer Stelle unseres Landes neu anfangen. Auch die aus Deutschland Hinausgetriebenen fingen dort, wo sie landeten, neu an und befruchteten die kulturelle Entwicklung rund um den Globus. Beide Ausstellungen werden sich ergänzen, spannende Einsichten vermitteln und Bezüge zur Gegenwart herstellen. Es werden Orte des Besinnens auf gemeinsame Werte!

Manfred Uhlitz

Paul Enck, Gunther Mai, Michael Schemann: Die Familie Lüderitz – Geschichte und Geschichten aus drei Jahrhunderten, Köln: Hayit Medien 2021, 313 Seiten, 80 Abbildungen, 19,99 €.

Ausgangspunkt für das Buch war die Suche nach einer Fotografie des Arztes Dr. Carl Lüderitz (1854-1930), Erstbeschreiber der Peristaltik, einem lebenswichtigen Vorgang, der den Transport

der Nahrung durch den Darm ermöglicht. Drei Professoren fanden Gefallen an der Suche, woher die Familie Lüderitz eigentlich stammt. Sie sichteten analog oder digital unzählige Dokumente, Urkunden und Akten, identifizierten mehr als 100 Personen und verfassten eine Familiengeschichte der „Lüdis“ von 1700 bis in die Gegenwart. Zu Adolf Lüderitz, dem bekannten Kolonialisten aus Deutsch-Südwestafrika, konnten keine verwandtschaftlichen Verbindungen festgestellt werden. Da bei vielen Lüderitz-Recherchen der Fokus zumeist auf Berlin und der näheren Umgebung lag, gehen die Autoren auch anschaulich auf die Lebensumstände in der Stadt ein. So waren um 1800 in der Charité, dem Krankenhaus der Armen, uneheliche Geburten an der Tagesordnung. Der Tod eines Lüderitz im Arbeitshaus gab Anlass, über die Berliner Arbeitshäuser von 1710 bis zur Schließung der zehn Häuser in Rummelsburg zu berichten. Hier wurden in der Frühzeit neben Prostituierten vor allem Obdachlose, Bettler, Psychiatrie-Patienten und Arbeitslose untergebracht. Aufschlussreich ist die Beschreibung der Lehrlingsausbildung. Die Lehrlinge erhielten kein Gehalt, stattdessen mussten die Eltern häufig noch ein Lehrgeld zahlen. Ausbeutung war die Regel, erst 1891 wurde die Arbeitszeit für Jugendliche zwischen 14 und 16 Jahren nur in Fabriken per Gesetz auf zehn Stunden täglich begrenzt. Bei der Auswertung der Berliner Adressbücher war eine unterschiedliche Schreibweise der Namen zu beklagen, und die Bezeichnung ‚Witwe‘ galt auch für geschiedene Personen. Die häufigen Scheidungen bei den „Lüdis“ gaben den Autoren Anlass, über das Scheidungsrecht in Preußen zu referieren. Carl Lüderitz war auch 20 Jahre Armenarzt in Berlin, zuständig für alle armen Einwohner ohne Krankenversicherung (Anfang 1900 noch 85% der Bevölkerung). Mit Carl, der Malerin Elisabeth Poppe-Lüderitz (1858-1930) und Hermann (1864-1909), zeitweise Konsul des Deutschen Reichs in Casablanca, hatte der soziale Aufstieg der Familie Lüderitz seinen Höhepunkt erreicht. Wir verdanken dem Psychologen Paul Enck, dem Humanbiologen Michael Schemann und dem Historiker Gunther Mai eine Familienchronik, die zugleich deutsche Geschichte von drei Jahrhunderten widerspiegelt, sowie die Einrichtung des Carl Lüderitz Archivs bei der Deutschen Gesellschaft für Neurogastroenterologie und Motilität.

Martin Mende

Sebastian Panwitz, Hermann von Quast auf Garz. Leben und Wirken eines märkischen Rittergutsbesitzers. Hrsg. von André Schmitz (= Bd. 1 der Schriftenreihe zur Familie von Quast), Karwe: Edition Rieger 2021, 336 Seiten, 29,50 EUR.

Die Damen und Herren unseres Vereins besuchten Garz, sechzehn Kilometer südwestlich von Neuruppin, während einer Busrundfahrt zu den „Herrenhäusern im Ruppiner Land“ am 26. Oktober 1997. Das Gutshaus und der 4,5 ha große Gutspark waren zuvor vom Berliner Unternehmer Ulrich Weishaupt liebevoll und aufwendig restauriert worden. Uns interessierte hauptsächlich der mittelalterliche Wohnturm neben dem Gutshaus, der bereits Fontane bei seiner Sommerreise durchs *Ruppinsche* im Juni 1864 beeindruckte: „Besser als irgend ein anderer alter Burg- oder Schloß-Bau, den ich in der Mark kennen gelernt habe (es sind ihrer nur wenige vorhanden), giebt uns dieser Garzter Turm ein Bild davon, wie der märkische Adel vor vier, drei und selbst vor zwei Jahrhunderten, wohnte und lebte.“ Fontane, später Ehrenmitglied unseres Vereins, fertigte eine Skizze des Wohnturms, die in dem vorliegenden Buch ganzseitig abgebildet ist. Der Feldsteinbau sei „höchst wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert und war, muthmaßlich bis in die Zeiten nach dem 30jährigen Kriege, das Wohnhaus der Familie.“ Im Jahr unseres Besuchs hatte ein dendrochronologisches Gutachten den Bau tatsächlich auf die Zeit um 1400 datiert. Fontane lag also richtig! Zur Zeit seines Besuchs diente der Turm der Aufbewahrung des Familienarchivs derer von Quast, die dort ihren Stammsitz haben. Fontane geht nicht auf den Protagonisten des vorliegenden Buchs ein, sondern erwähnt seitenlang Albrecht Christoph von Quast (1613 – 1669), der im Dreißigjährigen Krieg zum brandenburgischen General aufstieg und „mit dem Degen in der Hand“ sein Glück

versuchte und „seine Familie zuerst glänzend in die Geschichte des Landes einführte.“ Der zweite Quast, den Fontane in seinen Wanderungen 1864 erwähnt, ist Wolf Friedrich von Quast (1769 – 1812), „wegen seiner tollkühnen Streiche kurzweg der ‚tolle Quast‘ genannt.“

Die Welt des Adels wurde von Fontane oft beschrieben. 1878 erschien sein erster Roman ‚Vor dem Sturm‘ als Porträt der preußischen Gesellschaft aller Stände zur Zeit der Befreiungskriege. Ort der Handlung ist ein fiktives Gutsschloß, Hohen-Vietz, im Oderbruch. Zwanzig Jahre später, 1898, erscheint ‚Der Stechlin‘, sein letzter Roman. Die Handlung rankt sich um das alte Adelsgeschlecht von Stechlin, das am Großen Stechlinsee im Ruppiner Land sitzt. Die Dialoge im ‚Stechlin‘ reflektieren die Gesellschaft an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Das bringt uns zu der Frage danach, was nach Ansicht Fontanes die Rolle des märkischen Adels zu Anfang und zum Ende des 19. Jahrhunderts gewesen sein sollte und ob es eine durchgehende Konstante gab? Der vom Dichter durchaus mit Sympathie geschilderte Adel lebte über das Jahrhundert unabhängig vom Aufstieg des preußischen Königs zum Deutschen Kaiser und unabhängig vom Aufstieg Berlins zur Millionenstadt nach wie vor auf seinen ländlichen Gütern. Die Häuser waren bescheiden, nicht prachtvoll, aber groß und gemütlich zum Wohnen eingerichtet. Sie wurden von der jeweils nächsten Generation übernommen, Möbel musste man nicht kaufen. Auch das Porzellan und die Tischtücher waren höchstens zu ergänzen und zu erneuern, sonst war alles vorhanden. Seine Vorfahren musste man nicht übertrumpfen, das wäre bürgerliches Geltungsbedürfnis gewesen. Auch beim Essen wurde nicht imponiert. Die Speisen waren ausgesucht, aber einfach das, was der Gutsbetrieb hergab. Die Speisefolgen waren auf notwendige Gänge konzentriert: Suppe, Fisch, Braten und Nachtisch. Die Suppe kam in einer großen Terrine und wurde entweder von der Anrichte oder vom Platz der Dame des Hauses aus serviert. Der Fisch war aus dem eigenen Fischteich und der Braten aus Wald und Flur. Der Nachtisch ergab sich aus dem, was der Garten oder die eigene Milchwirtschaft zur Verfügung stellten. Dazu trank man Rheinwein oder Mosel, nach Fontane das „nationale Getränk der Norddeutschen“.

Für den Herausgeber des vorliegenden Buchs, unser Mitglied André Schmitz ist es ein „Wunder“, dass Teile des Familienarchivs der Vernichtung nach 1945 entgingen und in das Brandenburgische Landeshauptarchiv gelangten. Dem Autor Sebastian Panwitz ist es gelungen, aus diesen bisher unveröffentlichten „Bruchstücken der Überlieferung“ das Leben und Wirken des weniger spektakulären Gutsherrn Hermann von Quast (1812 – 1888) wie in einem Puzzle rekonstruiert zu haben und damit ein Bild gutsherrschaftlicher Verhältnisse im 19. Jahrhundert zu zeichnen. Die meisten der zahlreichen Abbildungen der weit verzweigten Familienmitglieder dürften aus geretteten Fotoalben stammen. Der allseits bekannte erste preußische Denkmalkonservator Ferdinand von Quast (1807 – 1877) war ein Verwandter, der vermutlich mit Rat zur Seite stand. Da er gut mit Lenné bekannt war, kann man davon ausgehen, dass auch aus dieser Richtung Hinweise an den Gärtner Friedrich Höckendorf in Garz kamen, der mehr als zwei Jahrzehnte im Gutspark wirkte. Im vorliegenden Buch ist es gelungen, die fiktiven Schilderungen Fontanes mit Quellen von einem realen märkischen Gutsherrn des 19. Jahrhunderts zu untermauern. Durch Briefe der gemeinsam mit einem Bruder unternommenen *Grand Tour*, sowie weitere Dokumente wird der Leser auf eine Reise in das 19. Jahrhundert mitgenommen. Die im Buch wiedergegebenen Dokumente lassen es zu, sich ein eigenes Bild zu machen. Anmerkungen des Autors geben notwendige Erklärungen. Anrührend ist die Wiedergabe des letzten (und einzig erhaltenen) Tagebuchs, dem man die täglichen Aktivitäten im Todesjahr 1888 entnehmen kann.

Wenn man fragt, warum eine so ausführliche Besprechung eines märkischen Gutsherrn im Berliner Geschichtsverein seinen Platz findet, ist die Antwort, dass sich Stadt und Land nicht trennen lassen! Herrmann von Quast wurde in Berlin als Sohn eines preußischen Staatsbeamten und eben auch Rittergutsbesitzers geboren. Er diente sechs Jahre im Berliner Garde-Kürassier-Regiment

bis er als Rittmeister seinen Abschied nahm und sich auf seinen 1 100 ha großen Gutsbesitz in Garz, Damm und Gartow konzentrierte. Seit nunmehr 20 Jahren restauriert und verschönert André Schmitz die Gutsanlagen in Garz. Das Buch zeigt, dass es in Brandenburg nicht nur der Wiederherstellung der Gutshäuser und Parks bedarf, sondern auch der Wiederverdeutlichung ihrer geistesgeschichtlichen Bezüge! Dies erkannt zu haben, ist ein großes und Beispiel gebendes Verdienst von Autor und Herausgeber!

Manfred Uhlitz

Hanno Hochmuth, Paul Nolte (Hrsg.): Stadtgeschichte als Zeitgeschichte. Berlin im 20. Jahrhundert, (= Geschichte der Gegenwart, Bd. 22), Göttingen: Wallstein 2019, 359 Seiten, 29,90 €.

Der Band enthält eine qualifizierte Auswahl der besten Masterarbeiten, die im Studiengang *Public History* an der Freien Universität Berlin zur Berliner Stadtgeschichte in den zehn Jahren seines Bestehens entstanden sind. Paul Nolte (FU-Berlin) und Hanno Hochmuth (Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam) haben diesen Band konzipiert, der zwölf Beiträge enthält, die sich auf originelle und quellengestützte Weise mit innovativen Fragen zur Geschichte Berlins im 20. Jahrhundert auseinandersetzen und die Geschichte Berlins zugleich in aktuelle Debatten der zeitgeschichtlichen Forschung einbringen. Der Band mit dem Titel „Stadtgeschichte als Zeitgeschichte. Berlin im 20. Jahrhundert“ erschien im Spätherbst 2019 im renommierten Göttinger Wallstein-Verlag in der Reihe „Geschichte der Gegenwart“. Diese Reihe wird vom Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung herausgegeben, mit dem der *Public History*-Studiengang eng kooperiert.

Das breite Spektrum der Beiträge reicht von der Elektrifizierung der Berliner Straßenbeleuchtung um 1900 über den jüdischen Sport im nationalsozialistischen Berlin und die Berliner Nachkriegsgesellschaft bis hin zur Geschichte türkischer Migranten und neuer sozialer Bewegungen im West-Berlin der 1980er Jahre. Bei der Themenwahl fällt auf, dass urbane Prozesse nach 1945 sich auf den Westteil Berlins beschränken.

Die Herausgeber haben die Gelegenheit genutzt, um in einer umfangreichen Einleitung ‚Berlin‘ in der zeitgeschichtlichen Forschung zu verorten und damit einen eigenen Beitrag zur Geschichte der Geschichtsschreibung geliefert. Dem dient zunächst eine Einteilung der Phasen neuzeitlicher urbaner Entwicklung in Deutschland, der deutlichen Zäsur um 1914 und dem Abbruch der expansiven Urbanisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts, die in eine langdauernde „Nachlaufphase“ urbaner Entwicklung mündete. Diese Prozesse wurden in Deutschland kaum zu Gegenständen der historischen Forschung – ihnen wurde einfach die Anerkennung als historischer Gegenstand nicht zuerkannt. Parameter zeitgeschichtlichen Forschungsinteresses wie sozialräumliche Dynamiken, Arbeit und Ökonomie, soziale Bewegungen und die Perpetuierung und Erneuerung früherer historischer Schichten finden ihren Niederschlag und Ausdruck in den Einzelbeiträgen. Im dritten Abschnitt der Einleitung gehen die Autoren auf die Institutionalisierung der Historiographie Berlins ein. Diese kompakte Einleitung ist lesenswert gerade für geschichtsinteressierte Laien, um größere Entwicklungslinien der Historiografie zu Berlin und damit größere Forschungszusammenhänge nachzuvollziehen.

Das Publikationsprojekt erhielt 2019 den *Wissenschaftspreis* des Vereins für die Geschichte Berlins. Gewürdigt werden sollten die Leistungen der jungen Autorinnen und Autoren, aber auch die Bedeutung des Gesamtprojekts *Public History* für die berlingeschichtliche Forschung.

Dr. Wolfgang Krogel

Helmut Zschocke: Der Werdersche Markt in Berlin, Vier Jahrhunderte deutsche Geschichte an einem Ort, Berlin: Peter Lang 2020, 138 Seiten, 19,95 €.

„Die in der Verlängerung der Französischen Straße auf das Berliner Schloss zulaufende Straße ‚Werdersche Markt‘ [...] erinnert kaum an einen ehemaligen Markt“, beginnt der Autor sei-

ne Geschichtsbeschreibung und erklärt im Folgenden, wo die verhältnismäßig kleine Straße und ihr Umfeld, wie die Friedrichwerdersche Kirche, die Bauakademie oder das neuerbaute Außenministerium, in Berlins Mitte zu finden sind. Aufschlussreich sind seine baulichen und architektonischen Ausführungen. Ebenso interessant ist, welche „wertvolle Bausubstanz“ dort im Laufe der Jahrhunderte durch die Abrissbirne vernichtet wurde oder ihr im besten Falle bis heute widerstand – zumindest teilweise. „Am Werderschen Markt und südlich davon drängen Großbauten, die ganze Straßenkarees beanspruchen, in die kleinteilige Siedlungsstruktur“, läßt Zschocke seine Leserschaft wissen. Er erinnert an einige Großbauten in Steinwurfweite der Werderstraße, des Werderschen Markts, hier insbesondere an die als „Baufreimachung“ begründete maßlos Grundstücke vereinnahmende Reichsbank. Die besten Geschichten allerdings beschreibt das Leben, so heißt es. Es ist dem Autor anzumerken, dass er ein Faible hat, historisch bedeutende Begebenheiten zu entdecken und sie mit ausgewählten Personen und ihren durchweg wissenswerten Lebensdaten zu verweben. Beispielsweise finden sich darunter: Eberhard von Danckelmann, vom kurfürstlichen Premierminister zum Häftling; Benjamin Raule, Brandenburg als Kolonialmacht? Hermann Gerson, der Kaufhaus-Pionier; Hjalmar Schacht, als Finanz-Autorität unantastbar? Arthur Nebe, Kriminalpolizei unter NS-Willkür; Martin Niemöller, evangelischer Protest im Dritten Reich. Das Wissen Helmut Zschockes um die Berliner Stadtgeschichte und die darin agierenden Personen hat sich zuvor schon in früheren Publikationen gezeigt. Er präsentiert mit der nunmehr vorgelegten Broschurausgabe ein handliches Buch mit vielen Schwarzweiß-Abbildungen, das durchaus als ‚Geschichten-Erzähler‘ beziehungsweise als ‚Orientierungshelfer‘ bei spannenden Entdeckungstouren dienen kann.

Mathias C. Tank

TXL. BERLIN TEGEL AIRPORT, Herausgegeben von Jürgen Tietz in Zusammenarbeit mit Detlef Jessen-Klingenberg, Zürich: Park Books 2020, Text Deutsch und Englisch, 248 Seiten, 232 Abbildungen, 38 €.

Dieser opulente Band erschien genau einen Tag nach der Schließung des Flughafens Berlin Tegel im November 2020 und wird vom Verlag als die „definitive Baumonografie der Berliner Architekturikone Berlin-Tegel TXL“ beschrieben. Der kompakte Flughafen ist – oder besser war – der einzige Hauptstadt-Flughafen der Welt, in dem man von der Vorfahrt bis zum Einstieg ins Flugzeug lediglich 32 Meter Fußweg benötigte. Mit seiner markanten sechseckigen Form, welche die gesamte Gestaltung bis ins Detail prägt und dem Prinzip des *Gate-checking* folgt, hat der Flughafen Tegel Luftfahrtgeschichte geschrieben und ist unbestritten eine Architekturikone der Nachkriegszeit. Zugleich beschied der Entwurf des Flughafens dem jungen Architekturbüro *Gerkan, Marg und Partner* in den 1960er Jahren einen fulminanten Start in ihr Berufsleben. Zusammen mit Klaus Nickels gewannen die gerade erst diplomierten Architekten, die bis dato noch keinen einzigen Bau fertiggestellt hatten, 1965 den Wettbewerb für den 1974 eröffneten Flughafenneubau.

Das großformatige Buch trägt, wohl um das ursprüngliche Farbkonzept des Flughafens aufzugreifen, einen poppig gelb-grün-roten Einband, der Lust auf mehr macht. Inhaltlich ist die Tegel-Monografie ungewöhnlich aufgebaut: Sie beginnt mit einem 74 Seiten umfassenden, unkommentierten Foto-Teil, in dem der Flughafen mit zahlreichen historischen und aktuellen Schwarzweiß- und Farbfotografien der 1970er Jahre aus dem Archiv des Architekturbüros *gmp* wunderbar und detailreich in Szene gesetzt wird. Allerdings vermisst der Laie hier erklärende Bildunterschriften. Im zweiten Teil wird der Flughafen und seine Geschichte in einem hervorragend illustrierten Essay des Herausgebers, des Berliner Publizisten und Architekturhistorikers Jürgen Tietz, gekonnt und kurzweilig in Szene gesetzt. Er geht mit erläuternden zeitgeschichtlichen Ereignissen über die Darstellung der reinen Baugeschichte des Flughafens hinaus und ordnet ihn in das damalige internationale Baugeschehen ein. Ungewöhnlich erscheinen die Vergleiche des

Autors, der neben Flughafenbauten auch Berliner Bauten aufführt, beispielweise die ‚Rostlaube‘ der FU Berlin (Candilis, Josic, Woods), den Umlauftank der TU Berlin (Ludwig Leo) oder gar die Großsiedlung Siemensstadt (Hans Scharoun), die nichts mit Tegel gemein haben außer ihrer architektonischen Bedeutsamkeit. Dagegen leuchten Bauten Buckminster Fullers, etwa der US-Pavillon für die Weltausstellung in Montreal 1967, im Vergleich zum Prinzip des Dreiecks als konstruktiver Grundform durchaus ein. Den dritten Teil des Bandes macht die ausführliche Dokumentation eines Gesprächs von Jürgen Tietz mit den Urhebern, Meinhard von Gerkan und Volkwin Marg aus, die rückblickend sehr persönlich und offen mit der damaligen Bausituation im geteilten Berlin umgehen. Sie geben ihre damals noch fehlende Erfahrung preis, stellen Probleme während der Bauzeit dar und erinnern sich an Enthusiasmus und Akribie, mit denen sie und ihr junges Büro den Flughafen von den Zufahrtsstraßen bis zu den technischen Baueinheiten in allen Bauabschnitten entwickelt haben. Vor allem teilweise bislang unbekannte Baustellenfotografien und Pläne, die auch die gestalterische Ausstattung und Möblierung im Detail einschließen, machen diesen wichtigen Teil des Bandes zu einem Erkenntnis-Schmaus.

Zurecht wird dem ‚Gesamtkunstwerk Tegel‘, einem bereits unter Denkmalschutz stehenden Frühwerk der Hamburger Architekten *gmp*, die heute eines der größten Architekturbüros der Welt führen, dieser opulente und doch sehr sachliche Band gewidmet. Er vereint ein Stück Geschichte Berlins und architekturhistorischen Zeitgeist gleichermaßen. Ein wenig wehmütig blickt man auf „mein Tegelchen“ zurück, wie Berliner ihren Flughafen liebevoll nannten, und möchte den Band in der eigenen Bibliothek nicht missen!

Eva-Maria Barkhofen

Dieter Hoffmann (Hrsg.), Gustav Magnus und sein Haus, Diepholz: GNT-Verlag 2020, 264 Seiten, 93 Abbildungen, 29,80 €.

Das palasartige Haus *Am Kupfergraben 7* befindet sich gegenüber der Museumsinsel, in enger Nachbarschaft zur Universität. Es ist ein barockes Wohnhaus mit besonderer historischer Vergangenheit. Erbaut um 1753 durch den Baumeister Georg Friedrich Boumann mit „einer doppelläufigen Freitreppe“ sowie einem „eingenischten korbbogigen Portal“. 1822 erfuhr es seine großzügige Erweiterung bis zur Dorotheenstraße. Bekannt wurde es erst durch Heinrich Gustav Magnus (1802 – 1870), der es 1840 erwarb. Zu diesem Zeitpunkt war der Sohn eines wohlhabenden Berliner Tuch- und Seidenhändlers bereits ein renommierter Naturwissenschaftler und wurde im gleichen Jahr in die Preußische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Weithin anerkannt als Wissenschaftler, Hochschuldozent und Lehrbeauftragter, schrieb sein einstiger Student Werner (von) Siemens, dass Magnus ihm eine „neue, interessante Welt eröffnete.“ Dieter Hoffmann, der Herausgeber dieses kulturgeschichtlich-bemerkenswerten Buches, resümiert: „Gustav Magnus gilt so ganz zu Recht als der Stammvater jener bedeutenden Physikaltradition, die Berlin [...] zu einem Weltzentrum physikalischer Forschung machte.“ Über das Magnus-Haus schreibt Hoffmann, dass es bis heute „eine bauhistorische Bedeutung“ habe und „auch andere prominente bzw. zeit-historisch bedeutsame Bewohner“, wie der Theaterregisseur Max Reinhardt, darin domizilierten. Forschung und Technik begeisterten Gustav Magnus zeitlebens. Ihm verdankt die Fachwelt eine Vielzahl von Innovationen: das Magnus-Salz (1828), die Perjodsäure (1833), die Magnus-Formel (1844), den Magnus-Effekt (1852) und den Bau eines Geothermometers zur Messung der Wärme im Erdinnern. In seinem Privathaus ließ der engagierte Professor einen Hörsaal sowie später ein physikalisches Laboratorium für experimentelle Studien einrichten. Von 1842 an residierte hier das erste physikalische Institut Deutschlands. Hier versammelte er talentierte Studenten seines Fachgebiets um sich. Die Finanzmittel für das gesamte Inventar nebst technischer Ausstattung steuerte Gustav Magnus aus eigenem Vermögen bei. Zu seinen Studenten zählten neben dem erwähnten Werner Siemens auch Rudolf Clausius und Hermann von Helmholtz, um die drei

bekanntesten zu nennen. Das Magnus-Haus wurde 2020 von der *Europäischen Physikalischen Gesellschaft zur EPS Historic Site*, zu „einem Ort von besonderer physikhistorischer Bedeutung“, gekürt. Das Buch enthält eine Fülle lesenswerter Beiträge, die sich der Vita Gustav Magnus‘, seiner wissenschaftlichen Laufbahn und seinem Umkreis widmen. Die Beiträge sind in die zeithistorische Begebenheiten der Residenzstadt Berlin eingebunden. Dieter Hoffmann und sein Autorenteam präsentieren eine spannende Zeitreise in die Welt der Physik!

Mathias C. Tank

Barney White-Spunner, Berlin – The Story of a City, London: Simon & Schuster 2020, 528 Seiten, Karten und farbige Bilder, Gebunden 18€, TB, 13€, auch als ebook und Hörbuch (englisch). Wenn ein so bekannter Autor wie Barney White-Spunner, der historische Themen sowohl gründlich als auch lebendig und nachvollziehbar darzustellen weiß, sich des Themas Berlin annimmt, dann lohnt es sich, dies Buch anzusehen. Ziel dieses Buches ist es weniger, den einen oder anderen Aspekt der Entwicklung Berlins zu ergänzen oder zu vertiefen als vielmehr dem englischsprachigen Leser ein Porträt der Stadt Berlin und ihrer Entwicklung zu geben. Herausgekommen ist ein Band mit 450 Seiten Text fast 50 Seiten Dokumentation und Quellen sowie einer Reihe von erläuternden Karten und Bildern. Die Geschichte einer Stadt zu rekonstruieren, die von regionaler Bedeutungslosigkeit zu weltpolitischer Bedeutung aufstieg, als Hauptstadt des *Dritten Reichs* die Welt in Schrecken versetzte und mit der Teilung ein zentraler Ort des Kalten Krieges wurde, kann aus sehr unterschiedlichen Sichtweisen geschehen. Der Autor hat sich dafür entschieden, neutral wohlwollend, fair und nüchtern damit umzugehen. Er fragt: Wie soll man Berlin einordnen, als Hauptstadt Preußens oder des *Dritten Reichs* oder als Stadt mit einem eigenen Gesicht? Seine Sichtweise lässt sich so zusammenfassen: „Berlin mag nahezu 500 Jahre die Verwaltungshauptstadt Brandenburg-Preußens gewesen sein, aber es behielt immer seinen eigenständigen, rebellischen und respektlosen Charakter, es war nie eine ‚preußische‘ Stadt. ... Für mich war Berlin eine prägende Erfahrung. ... Ich lernte Berlin in den siebziger Jahren kennen und seitdem hat es mich immer fasziniert.“ (Zitat und folgende übersetzt vom Rezensenten).

Das Buch beginnt mit kurzen Kapiteln der Vorgeschichte, der Zeit als Berlin als Stadt noch im europäischen Rahmen wenig Bedeutung hatte. „Es machte den Eindruck einer landwirtschaftlichen Marktstadt, in der viele täglich die Stadt verließen, um in der Landwirtschaft im Umland zu arbeiten.“ Mit dem Großen Kurfürst beginnt im ausführlicheren dritten Kapitel die Entwicklung Berlins als auch von Einwanderern geprägter Stadt. Das Moment der Einwanderung und der damit verbundenen kulturellen Mischung zieht sich immer wieder als roter Faden durch das Buch, bedeutet es doch immer wieder eine Skepsis der Bevölkerung gegenüber den Regierenden und deren Vorstellungen und Zielen.

Als dann Friedrich der Große die Herrschaft übernahm (Kapitel 4) war Berlin nach heutigen Maßstäben schon zur Großstadt geworden, aber die Stadt als solche war noch nicht mit anderen europäischen Hauptstädten vergleichbar. Das sollte sich nun ändern. Friedrich war mit den Worten des Autors „so rätselhaft als Charakter wie sein Vater, wenn auch ganz anders in seinem Stil und seinem Verhalten. Er war von der gleichen Entschlossenheit getrieben, Preußen zu etablieren. Aber für ihn bedeutete das nicht nur Preußen als Staat, sondern als die dominante deutsche Nation und als Rivale für das Habsburger Reich.“ In der Zeit nach Friedrich dem Großen blieb Berlin einerseits das Zentrum des Hofes, der Verwaltung und der Armee, es war andererseits eine Stadt voll von Ideen und Experimenten. Zunächst vermieden diese beiden Welten eine Kollision miteinander. Die kulturelle Entwicklung ging weiter. Aber dann kam es zur großen Demütigung durch die französische Besetzung. Deren Vorteil lag aber darin, dass danach die Reformer tätig werden konnten. „Berlin wurde von einer äußerst fähigen Gruppe von Leuten dominiert, die nicht nur die Stadt ändern würden, sondern die Bedingungen dafür schafften, Deutschland

als Nation zu schaffen.“ Dies zeigte sich auch im eisernen Kreuzberger Nationaldenkmal für die Befreiungskriege. „Eisen repräsentierte zunehmend Berlins Geist. Der König aß mit eisernem Besteck und die Berliner waren stolz, eisernen Schmuck zu tragen“. Im danach folgenden Kapitel erfahren wir die politischen und kulturellen Widersprüche in der Zeit bis zur Reichsgründung 1871. Die Stadt wuchs verbunden mit der Industrialisierung zur Millionenstadt. Die schnelle Urbanisierung brachte Wohnungsnot und schlechte Lebensbedingungen aufgrund fehlender Infrastruktur und sozialem Elend und Armut. „Bismarck ist vielleicht die mächtigste und wichtigste Figur in der Geschichte Berlins nach dem Großen Kurfürsten.“ Kapitel sieben fasst dann die Entwicklung Berlins bis zum Ende des Krieges 1918 zusammen. Die kulturelle Entwicklung Berlins steht hier mehr im Vordergrund als der erfolgreiche wirtschaftliche Aufschwung. Die nationalistische Euphorie weiter Bevölkerungskreise zu Beginn des Krieges 1914 wird im Zusammenhang mit dem beginnenden Nationalismus nach der Reichsgründung gesehen. Die Zeit von 1918 bis 1933 wird im achten Kapitel dargestellt. Der Autor schreibt dazu: „Die zwanziger Jahre werden oft als Berlins goldene Jahre dargestellt. Es ist schwer zu verstehen, warum. Für die meisten Berliner waren sie bestenfalls eine kurze Pause in dem kontinuierlichen Elend seit 1914. Entweder sie selbst oder jemand aus der Familie hatte 4 Jahre an der Front gelitten, sie hatten Hunger, Krankheit, Kälte, Arbeitslosigkeit, Revolution, Unterdrückung und eine furchtbare Inflation erlebt, die ihre Ersparnisse und Erwartungen zerstörte.“ Die Zeit bis 1945 führte zu dramatischen Veränderungen für Berlin and dann zum Krieg. „Vorher war es darum gegangen, warum Hunderttausende von Berlin angezogen wurden, viele Künstler, Autoren und Denker von anderswo, die in Berlin den Ort sahen, wo sie sich entwickeln und *leben wollten*.“ Durch die Ereignisse nach 1933 wurde aus Einwanderung Auswanderung und Exil.

Von einem Buch über Berlin kann man nicht erwarten, dass es die Entstehung der Herrschaft der NSDAP in all ihren Facetten darstellt und analysiert. Der Autor konzentriert sich auf die Berliner Bevölkerung: „Es könnte scheinen, dass Berlin in den 1930igern ein gefährlicher Ort war. Das galt aber nur, wenn Du als Jude, Kommunist oder aus anderen Gründen vom Regime verfolgt wurdest. Für viele Berliner, auch wenn 70 Prozent nicht für Hitler gestimmt hatten, waren die Jahre von 1933 bis 1939 relativ stabil und erfreulich. ... Die Kriegszeit bis April 1945 führt zur Zerstörung der Stadt. Die Berliner erfuhren den Krieg durch Hunger, zunehmenden Terror von Gestapo und Polizei, schmerzliche Verluste und vielleicht am direktesten durch die britische und amerikanische Bombardierung.“

Mauerbau und Zusammenbruch der DDR teilen drei Kapitel, die insgesamt etwa 100 Seiten umfassen. Wesentliche Ereignisse in Ost- und West-Berlin schließen mit dem Fazit: „Um 1960 war das Zutrauen in die Zukunft für die West-Berliner zumindest teilweise wieder hergestellt. Für die im Osten kam es für die nächsten drei Jahrzehnte dem Fegefeuer gleich.“ In einem Kapitel geht der Autor ausführlich auf die Entwicklung in Ost-Berlin nach dem Mauerbau ein. Er beschreibt seine eigenen Erfahrungen als begleitender Offizier britischer Militärszüge zwischen Braunschweig und Berlin und als britischer Soldat in Berlin. „*Bei den vielen Malen, wo ich Ost-Berlin erkundete, dominierte das Gefühl von Trauer und enttäuschten Lebenswegen, derer, denen Möglichkeiten genommen waren... Warum dachten wir, mussten die Ost-Berliner das ertragen?*“ Das letzte Kapitel behandelt die Zeit der Wende und die entstandenen sozialen Spannungen. „Wird das Berlin ändern? Es wäre schade, wenn es so wäre. Der Charakter dieser Stadt hat sich als bemerkenswert resilient erwiesen.“

White-Spunner bereichert uns mit einem Blick von außen: Er begleitet uns auf einer Reise, neu über Berlin und seine Geschichte zu reflektieren. Jedes Kapitel folgt einem roten Faden und erzählt auf der Basis von handelnden Personen und Zeitdokumenten sowie persönlichen Erlebnissen. So entstand eine sehr lebendige Geschichte!

Wolfgang Pfaffenberger

Literatur zu Königin Luise in der Vereinsbibliothek

- Adami, Friedrich: Luise Königin von Preußen (1851), 7 12 /144
 Aretz, Gertrude: Die Frauen der Hohenzollern (1933), 7 12/294
 Aretz, Gertrude: Königin Luise (1927), 7 12/323
 Arnim, Hans von: Königin Luise (Berlinische Reminiszenzen 24 Berlin 1969), 7 12/26
 Bailleu, Paul: Königin Luise in Tilsit, in Hohenzollern-Jahrbuch 1899, S. 221-230
 Bailleu, Paul: Königin Luise als Braut, in Hohenzollern-Jahrbuch 1901, S. 1-30
 Bailleu, Paul: Königin Luises letzte Tage, in Hohenzollern-Jahrbuch 1902, S. 38-56
 Bailleu, Paul: Königin Luises Kindheit und Jugend, in Hohenzollern-Jahrbuch 1905, S. 299-322
 Bailleu, Paul: Königin Luises letzte Tage, in Hohenzollern-Jahrbuch 1909, S. 228-245
 Bellardi, Paul: Königin Luise (Berlin 1893), 7 12/5
 Börsch-Supan: Königin Luise, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 2010, S. 140 ff.
 Brendicke, Hans: Porträt Darstellungen der Königin Luise, in: *Mitteilungen* des VfdGB 1897, S. 36-41
 Bruyn, Günter de: Preußens Luise (2001), 7 12/235
 Feix, Ingrid: Anekdoten von Königin Luise (2001), 7 12/167
 Feuerstein-Praßer, Karin: die preußischen Königinnen (2003), 7 12/277
 Flocken, Jan von: Luise – Eine Königin in Preußen, Biografie, Berlin 1990, 7 12/96
 Gersdorff, Dagmar von: Königin Luise und Friedrich Wilhelm III. (1996), 7 12/227
 Gramberg, Gustav: Königin Luise von Preußen (1910), 7, 12/327
 Hahn, Werner: Friedrich Wilhelm III. und Luise, Berlin 1850, 7 12/94
 Hartmann, Heinrich: Luise. Preußens große Königin (1985), 7 12/250
 Henning, Eckart: Briefe und Tagebücher der Königin im Brandenburg-Preußischen Hausarchiv, in: *Mitteilungen* des VfdGB 2/1976, S. 142-150
 Hintze, Otto: Festrede zum 100. Todestag, in: Hohenzollern-Jahrbuch 1910, S. 1-9
 Hoffmeister, Titis: Paretz (1993), 18 9/70
 Horn, Georg: Das Buch von der Königin Luise, Berlin 1883, 7 12/6 (Großformat)
 Krieger, Bogdan: Erziehung und Unterricht der Königin Luise, in: Hohenzollern-Jahrbuch 1910
 Luise, Königin von Preußen: Briefe und Aufzeichnungen 1786-1810 (1985), 7 12/245
 Mander, Gertrud: Königin Luise (= Preußische Köpfe), 1981, 7 12/17
 Marr, Matthias: Schloss Paretz mit Dorf und Kirche (2018), 18 9/97
 Mensch, Ella: Königin Luise von Preußen (1908), 7 12/326
 Müller, Friedrich Ludwig: Luise. Aufzeichnungen über eine preuß. Königin (2002), 7 12/220
 Museum Bad Pyrmont: Luise – Begleitheft zur Ausstellung 2001 im Schloss, 7 12/249
 Oderlandmuseum Bad Freienwalde (Hrsg.): Begleitschrift zur Ausstellung 2001, 7 12/191
 Ohff, Heinz: Ein Stern in Wetterwolken, Königin Luise (1989), 7 12/109
 Petersdorff, Herman von: Der Hof der Königin Luise (1913), 7 12/162
 Rautenberg, Karl Ludwig: Das Leben der Königin, Reprint der Ausgabe von 1837, 7 12/244
 Rehtwisch, Theodor: Erinnerungsblätter zur Jahrhundertfeier ihres Todesjahres (1910), 7 12/210
 Röchling, Karl: Königin Luise in 50 Bildern, Berlin 1981, 7 12/82
 Rogge, Bernhard: Königin Luise (1910), 7 12/284
 Scharmann, Rudolf G.: Königin Luise von Preußen (2010), 7 12/23
 Schnabel, Marlies: Luise – Königin von Preußen (2001), 7 12/200
 Schupelius, Magdalena und Gunnar: Preußens Prinzessin (2010), 7 12/231
 Schuster, Georg: Die Flucht der kgl. Kinder nach Danzig 1806, in: Hohenzollern-Jahrbuch 1905
 Schuster, Georg (Hrsg.): Königin Luise. Historische Bilddokumente (Berlin 1934), 7 12/55
 Sedlarz, Claudia: Luisen-Huldigung auf dem Maskenball 1804, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte Heft 2/2009, 18 2/148

Seidel, Ina: Luise. Königin von Preußen (1934), 7 12/267
 Seidel, Paul: Königin Luise im Bilde ihrer Zeit, in: Hohenzollern-Jahrbuch 1905, S. 108-154
 Seidel, Paul: Kronprinzen-Palais, Wohnung der Königin Luise, in: Hohenzollern-Jahrbuch 1907
 Seidel, Paul: Zimmer-Einrichtungen Luisens im Potsdamer Stadtschloss, in: Hohenzollern-Jahrbuch 1909
 Seidel, Paul: Maskenball zum Geburtstag der Königin 1804, in: Hohenzollern-Jahrbuch 1910
 Stadtarchiv Mülheim/Ruhr (Hrsg.): Ausstellungskatalog Königin Luise (1976), 7 12/57
 Stiftung Preußische Schlösser und Gärten (Hrsg.): Luise – Die Kleider der Königin (2010), 7 12/100
 Stiftung Preußische Schlösser und Gärten (Hrsg.): Luise – Leben und Mythos (2010), 7 12/230
 Stöcker, Friedrich Wilhelm: Nachdenken über Luise, in: *Mitteilungen* des VfdGB 3/1991, S. 415-425
 Stribrny, Wolfgang: Königin Luise, Ansprache 1976 in der Luisenkirche, 7 12/67
 Taack, Merete van: Königin Luise (Tübingen 1978), 7 12/60

Zusammengestellt von Martin Mende

Georg Bangen †

Georg Bangen wurde am 20. März 1926 im Rheinland geboren und kam Ende der 1950er Jahre aus Mönchengladbach an die Freie Universität Berlin. 1962 erschien sein Buch „Die schriftliche Form germanistischer Arbeiten“, immer wieder überarbeitet und neu aufgelegt bis zur letzten Auflage 2016. Hier gab der Autor Empfehlungen für die Anlage und äußere Gestaltung wissenschaftlicher Manuskripte unter besonderer Berücksichtigung der Titelangaben. Er führte damit Generationen von Studierenden an die wissenschaftliche Arbeit heran. Bangen engagierte sich beim Aufbau der germanistischen Fachbibliothek und der Zentralen Kartei germanistischer Dissertationen. 1971 wurde er Verwaltungsleiter des ehemaligen Fachbereichs Germanistik der FU Berlin. Der Verein für die Geschichte Berlins konnte ihn 1974 als Mitglied begrüßen. Als Georg Bangen 1991 seine Tätigkeit beendete, genoss er eine allseits hohe Wertschätzung. Am 14. November 2020 ist Georg Bangen im Alter von 94 Jahren verstorben und hat seine letzte Ruhestätte auf dem Hauptfriedhof von Mönchengladbach gefunden.

Martin Mende

Veranstaltungen im 2. Quartal 2021

- 1 Mittwoch, 14. April 2021, 19 Uhr: **„Berliner-Wohnungsbaugenossenschaften im Wandel der Zeit“**, Vortrag von **Dr. Barbara König**, Geschäftsführerin des Genossenschaftsforums e.V. Die aktuelle Wohnungsdebatte in Berlin hat auch die Wohnungsbaugenossenschaften im Focus. Seit über 130 Jahren sorgen Genossenschaften in Berlin und Umgebung für sichere und gute Wohnversorgung ihrer Mitglieder. Ihre baulichen Lösungen und ihre am Mitglied ausgerichtete Mietengestaltung boten und bieten Antworten für die vorherrschenden Probleme der jeweiligen Epoche. Neben der Bezahlbarkeit und der Qualität des Wohnraums beinhaltet die Mitgliederorientierung immer auch Angebote für das Leben in der Gemeinschaft. Vielfach entstanden über die Jahrzehnte vorbildliche städtebauliche und architektonische Lösungen, die modellhaft in das Quartier und auf andere Akteure ausstrahlen. So kann die Tradition des genossenschaftlichen Bauens auch als Geschichte der Progression auf dem Wohnungsmarkt gesehen werden: Von den pionierhaften Anfängen in der Kaiserzeit, über die Reformsiedlungen der Weimarer Republik,

den pragmatischen Lösungen der Nachkriegsjahre bis zur Wiederbesinnung auf genossenschaftliche Kernwerte in jüngerer Vergangenheit.

Da unser Vortragsraum in der Breiten Straße im Monat April noch nicht zugänglich ist, findet der Vortrag digital über Zoom statt. Wenn Sie uns in der Vergangenheit Ihre Mail-Adresse mitgeteilt haben, werden wir Ihnen die Zugangsdaten mit gesonderter Mail automatisch zuleiten. Sollten wir Ihre Mail-Adresse noch nicht haben, können Sie uns jederzeit eine Mitteilung darüber machen: Kluge@DieGeschichteBerlins.de. Sie erhalten dann auch unseren unregelmäßig, mehrmals im Jahr erscheinenden (und auch jederzeit abbestellbaren) ‚Newsletter‘.

- 2 Mittwoch, 12. Mai 2021, 19 Uhr: **„Die Geschichte der Privatbankiers Mendelssohn & Co. (1795-1938)“**, Vortrag mit Lichtbildern von **Dr. Sebastian Panwitz**, Historiker. Es gibt kaum einen Bereich von Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft, in dem die Familie Mendelssohn im 19. und frühen 20. Jahrhundert nicht relevante oder herausragende Beiträge leistete. Das Rückgrat der Familie bei den meisten ihrer Aktivitäten war die Familienbank. Gegründet im Jahr 1795 stieg sie im Verlauf des 19. Jahrhunderts zur wichtigsten deutschen Privatbank auf und behielt diese Position bis zum erzwungenen Ende im Dritten Reich. Die Mendelssohn-Bankiers waren allerdings nicht nur aktiv und innovativ auf den Gebieten Finanzen, Wirtschaft und Handel. Sie betätigten sich ebenso als Musiker, Weinbauern und Lokalpolitiker, vor allem aber als Förderer und Mäzene, unter anderem in den Bereichen Wissenschaft, Kultur sowie Kranken- und Armenfürsorge. Die Mendelssohns bewiesen, dass sich Bankwesen und Ethik erfolgreich verbinden ließen. Ort: *Berlin-Saal* der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, 10178 Berlin-Mitte, Eintritt frei.
Sollten, aufgrund des Corona-Virus, weiterhin vorab Mail-Anmeldungen erforderlich sein, bitten wir Sie darum unter: Kluge@DieGeschichteBerlins.de. Bitte entnehmen Sie aktuelle Hinweise unserer Homepage: www.diegeschichteberlins.de/verein/veranstaltungen.html
- 3 Sonnabend 29. Mai 2021, 14 Uhr: **„100 Jahre Wissenschaft im ‚deutschen Oxford‘ – Rundgang in Dahlem“ begleitet von unserem Vorstandsmitglied Professor Dr. Dr. h.c. Wolfgang Pfaffenberger**. Die Überblicksführung informiert über Meilensteine der Dahlemer Wissenschaft und folgt den Spuren der Nobelpreisträger. Treffpunkt: Vor dem U-Bahneingang Freie Universität (Thielplatz), Linie U 3. Maximale Teilnehmerzahl: 20 Personen. Jeder Teilnehmer bekommt ein Audiogerät, so dass trotz notwendigen Abstands alles hörbar und verständlich ist. **Teilnahme nur für Mitglieder!** Wegen begrenzter Teilnehmerzahl bitten wir um Ihre verbindliche Anmeldung bei Wolfgang Pfaffenberger: Pfaffenberger@DieGeschichteBerlins.de oder telefonisch: 030/63 96 75 55.
- 4 Sonnabend, 19. Juni 2021, 12 Uhr: **„Der Tiergarten: Ein gartenhistorischer Ort im Herzen Berlins“**, Spaziergang mit **Dr. Klaus H. von Krosigk**, Gartenhistoriker und bis zu seiner Pensionierung stellv. Landeskonservator von Berlin und Chef der Berliner Gartendenkmalpflege. Der Berliner Tiergarten ist ein Beispiel für die konservatorische Methodik der dem authentisch überlieferten Gartenerbe verpflichteten Gartendenkmalpflege. Die noch bis in die 1970er Jahre anhaltende permanente Neu- und Umgestaltung des Tiergartens wurde beendet und mit Hilfe eines Parkpflegewerkes die Grundlagen für eine wissenschaftlich-konservatorisch anspruchsvolle Weiterentwicklung dieses Parkes von nationaler Bedeutung geschaffen. Jeder Teilnehmer bekommt ein Audiogerät, so dass trotz notwendigen Abstands alles hörbar und verständlich ist. **Teilnahme nur für Mitglieder!**

Treff: Brandenburger Tor (Westseite), Ziel ist der S-Bahnhof Tiergarten. Wegen begrenzter Teilnehmerzahl bitten wir um Ihre verbindliche Anmeldung bei Jörg Kluge, Kluge@DieGeschichteBerlins.de oder telefonisch: 0171 306 5760.

5 Mittwoch, 23. Juni 2021, 19 Uhr: „**Die Geschichte des Siemens Unternehmensarchivs, dem Gedächtnis der Siemens AG**“, Vortrag mit Lichtbildern von **Dr. Claudia Salchow**, Siemens Archiv. „Ich halte es der Ordnung wegen für nötig, dass an einer Zentralstelle das Wesentliche sich sammelt und dort mit leichter Mühe eingesehen und bearbeitet werden kann“, äußerte Wilhelm von Siemens, der zweite Sohn von Werner von Siemens, zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Diese *Zentralstelle*, das heißt das Siemens-Unternehmensarchiv, wurde 1907 begründet. Heute umfassen die Bestände des zweitältesten Unternehmensarchivs Deutschlands unter anderem mehr als 10 000 laufende Meter Schriftgut, über eine Million Fotos und rund 8 000 Filme. Hinzu kommen eine Bibliothek und eine umfangreiche Sammlung historischer Exponate. Der Vortrag thematisiert anhand ausgewählter Archivalien die Geschichte dieser unternehmensinternen Institution und gibt einen Einblick in die vielfältigen Aufgaben des Archivs.

Sollten, aufgrund des Corona-Virus, weiterhin vorab Mail-Anmeldungen erforderlich sein, bitten wir Sie darum unter: Kluge@DieGeschichteBerlins.de. Bitte entnehmen Sie aktuelle Hinweise unserer Homepage: www.diegeschichteberlins.de/verein/veranstaltungen.html

Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865

www.DieGeschichteBerlins.de

Vorsitzender: Dr. Manfred Uhlitz, E-Mail: Uhlitz@DieGeschichteBerlins.de | **Pressesprecher:** Mathias C. Tank, Tank@DieGeschichteBerlins.de | **Stellv. Vorsitzende:** Professor Dr. Susanne Kähler, Kaehler@DieGeschichteBerlins.de; Dr. Wolfgang Krogel, Krogel@DieGeschichteBerlins.de | **Postanschrift für alle Vorstandsmitglieder, Geschäftsstelle, Bibliothek und Archiv:** Breite Str. 36 (Eingang Neuer Marstall, Schloßplatz 7), 10178 Berlin, Telefon (030) 902 26 449. E-Mail: Bibliothek@DieGeschichteBerlins.de | **Postadresse:** Postfach 61 01 79, 10922 Berlin. **Öffnungszeiten:** mittwochs 15 – 18.45 Uhr | **Schatzmeister:** Professor Dr. Wolfgang Pfaffenberger, Schatzmeister@DieGeschichteBerlins.de; Doris Tüsselmann, Tuesselmann@DieGeschichteBerlins.de | **Schriftführer:** Dr. Dietmar Peitsch, Peitsch@DieGeschichteBerlins.de, Elisabeth Schroll, Schroll@DieGeschichteBerlins.de | **Internetredaktion:** Redaktion@DieGeschichteBerlins.de | **Veranstaltungen:** Jörg Kluge, Kluge@DieGeschichteBerlins.de; Dipl.-Ing. Dirk Pinnow, Pinnow@DieGeschichteBerlins.de | **Mitgliedschaft:** Neue Mitglieder sind herzlich willkommen! Jahresbeitrag Einzelperson 50 €, Familien/Partner 75 €, Studierende und Auszubildende bis zum 28. Lebensjahr 30 € und Fördermitglieder mind. 100 € inkl. Bezug Vierteljahresschriften und Jahrbuch | **Bankverbindung:** Sparkasse Berlin, IBAN DE06 1005 0000 0190 4487 76 (BIC BELA26330333)

Die MITTEILUNGEN sind eine Beilage für die Mitglieder des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, zur vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift „Berliner Geschichte“. Der Bezug ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. **Schriftleitung:** Dr. Manfred Uhlitz. Textbeiträge sind willkommen! Bitte an den Schriftleiter senden. Mit der Einsendung von Beiträgen erklärt sich der Autor/die Autorin mit der Veröffentlichung auch im Podcast auf der Internetseite des VfdGB einverstanden. Layout und Satz: Norman Bösch

Alle Rechte vorbehalten.